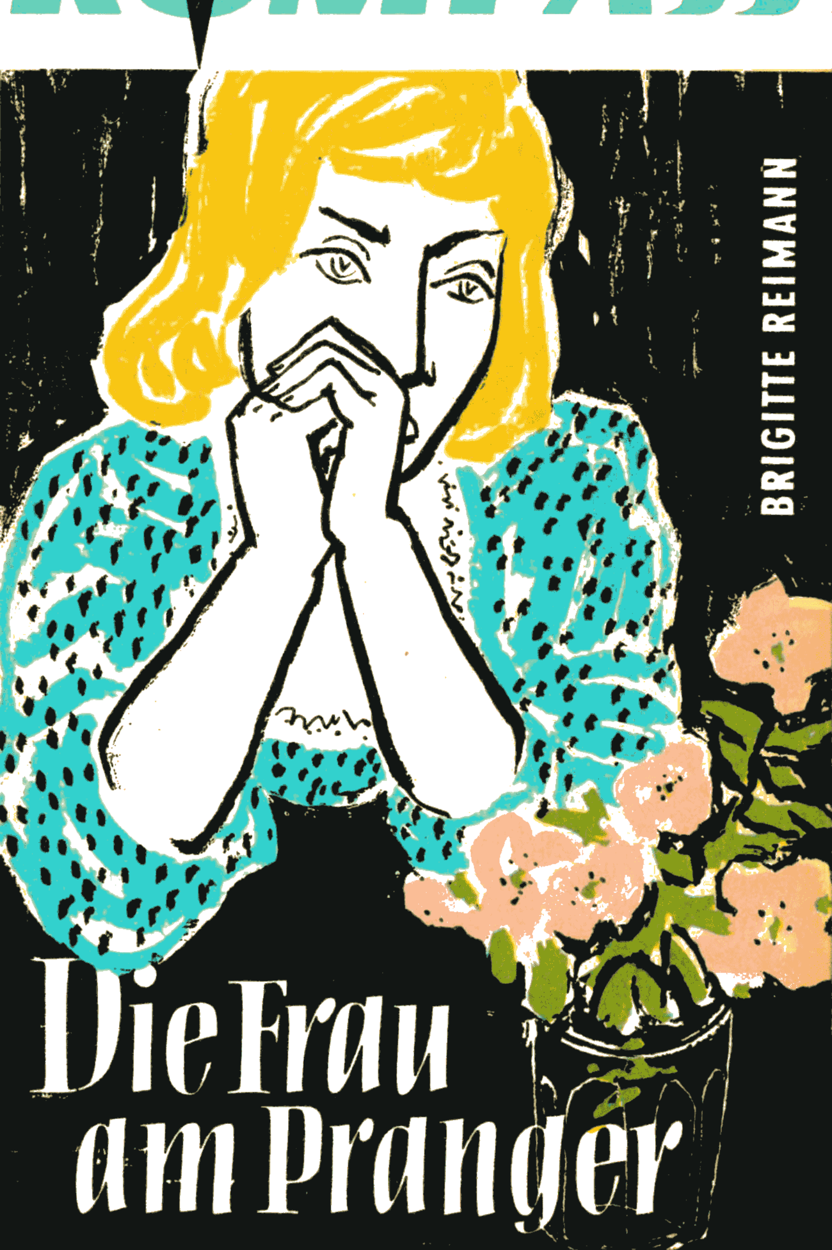
KOMPASS

BAND 5 KOMPASS-BÜCHEREI



KOMPASS-BÜCHEREI BAND 5

BRIGITTE REIMANN

DIE FRAU AM PRANGER

Erzählung

1960

VERLAG NEUES LEBEN BERLIN

FÜR G. D.

1. Auflage

Printed in the German Democratic Republic

Lizenz Nr. 303 (305/80/60)

Umschlag und Illustrationen: Hans Mau

Gesamtherstellung:

(140) Neues Deutschland, Berlin N 54 · 9414

ES 9 D 4

I

Wenn sie über die Dorfstraße ging, schien es, als liefe sie unter dünnfädig-kaltem Herbstregen: den Kopf gesenkt, mit gewölbtem Rücken, fröstelnd und schmal. Sie war verheiratet seit mehr als fünf Jahren, war Ende der Zwanzig; Fremde hätten sie für ein neunzehnjähriges Mädchen gehalten.

Sie stand unter dem Tor, starrte auf das Telegramm: „... drei Tage Heimaturlaub ..." Drei Tage. Sie fröstelte stärker, wurde noch schmaler, noch geduckter. Sie ging ins Haus, mit klebenden Schritten, und legte das Telegramm auf den Küchentisch.

„Heinrich kommt."

Die Schwägerin saß, Ellbogen aufgestemmt, vor dem Teller mit Pellkartoffeln. Sie blickte auf und sagte mit tiefem Atemzug: „Zeit wird's. Er kann nach dem Rechten sehen, gerade jetzt. Wir kommen mit der Frühjahrsbestellung nicht zurecht ohne Mann."

„Drei Tage nur", sagte die junge Frau. Drei Tage, dachte sie angstvoll, drei unendlich lange Tage und Nächte ...

Die Ältere am Tisch schob sich eine Kartof-

fel in den Mund. „So." Sie erhob sich, ein strammes Weibsbild, massig, mit breiten Hüften und festen Armen. Sie war fast einen Kopf größer als die Frau ihres Bruders. Sie wischte die Hände an der Schürze ab. „Er wird schon helfen, der Heinrich. Irgendwie. Er bestimmt." Sie hob die vollen Milchkannen von der Bank, so leicht, als sei es ein Kinderspiel. Und im Hinausgehen sagte sie noch: „Schaff, daß was Gutes auf dem Tisch steht heute abend. Wenn der Heinrich kommt —"

Und er kam. Er stand auf der Schwelle, und er schien den Türrahmen zu sprengen, der riesige, schwere Mann. Feldgraue Uniform, Gefreitenwinkel.

Die Schwester hing ihm am Halse. „Gefreiter bist du geworden!" Sie strich über den silbernen Winkel. „Stolz kann man auf dich sein ..."

Er sah über ihre Schulter hinweg in die Küche.

„Kathrin!"

Die junge Frau stand am Tisch, mit hängenden Schultern. Sie weinte, als er sie umarmte.

„Nun, nun ..." Er tätschelte ihr den Rücken. „Schon gut ..."

Die Frau schluchzte. Er brummte begütigend, ungeduldig dann, schob sie zurück. Seine Feldbluse war feucht von ihren Tränen.

„Warum heulst du? Ist was passiert? Freust du dich nicht?"

Die Frau wischte mit dem Ärmel über das Gesicht, sie schluckte. „Doch, Heinrich . . .“

Der Mann saß am Tisch, die Beine gespreizt, und hieb ein wie ein Verhungernder.

„Zu Hause schmeckt's doch am besten.“

Kleine Schweißtropfen standen auf seiner Stirn.

Kathrin hockte zwischen Bruder und Schwester, erdrückt vom warmen, massigen, schwitzenden Fleisch der beiden, von lauter Rede und Gegenrede, vom polternden Lachen des Mannes.

Ihre Blicke hingen an seinem Gesicht. Es war gut geschnitten, breit, mit vollem Mund und fleischiger Nase, mit braunen Augen unter dem glänzend dunklen Haar. Einen schönen Mann hatten die Frauen ihn genannt und hatten sie, Kathrin Laws, scheel angesehen — damals, als Heinrich Marten ihr auf Schritt und Tritt gefolgt war. Keiner begriff, was er an ihr fand, sie selbst am wenigsten. Ein farbloses, lächerlich dünnes Ding war sie, und hellblond alles an ihr: die Haare und das Gesicht und sogar die Augen. Nichts war in ihr an Saft und Kraft wie in den anderen Mädchen seines Dorfes. Dennoch hatte er sie genommen und dazu die Ackerbreiten vom alten Laws, die seinen Grund um mehr als ein Drittel vergrößerten.

Jetzt saß er am Tisch, in feldgrauer Uniform, und sein Mund kaute und schmatzte und lachte und sprach.



„Ein lausiges Pack, die Russen", sagte er. „Heimtückisch und gefährlich. Da marschieren wir neulich in ein Dorf ein . . ."

Wie hatte sie sich einbilden können, er sei anders geworden in den sechs, sieben Monaten seit seinem letzten Urlaub? Hatte sie erwartet, er werde weniger laut sein, weniger groß, weniger stark?

„. . . da knallt es aus einem Bauernhaus", erzählte der Mann. „Und — bums! unser Leutnant ist hin. Partisanen natürlich —"

„Mein Gott, die sind ja wie die Tiere", sagte Frieda. Die sind ja gar nicht wie richtige Menschen. Aufhängen müßte man das ganze Pack."

„Haben wir auch", sagte der Mann breit und behaglich. „Aber zäh sind sie, stur — geben keinen Mucks von sich."

Die junge Frau saß, die Augen weit aufgerissen, noch bleicher als sonst. Gutmütig klopfte er ihre Hand.

„Das ist nun mal nicht anders im Krieg. Und die Russen sind eben anders als wir, bloß halbe Menschen, verstehst du?"

Bekräftigend nickte die Schwester. „Verdienen tun sie es — aus dem Hinterhalt schießen . . . das ist gemein!" Sie verzog den Mund, böse und angewidert.

Kathrin schwieg, wie sie seit Jahren geschwiegen hatte zu allem, was die beiden, Bruder und Schwester, dachten und sprachen.

In der Nacht, endlich erlöst aus seiner

gewalttätigen Umarmung, weinte sie vor Scham und Furcht, wie sie in der ersten Nacht geweint hatte im zerbrechenden Widerstand gegen den schweren, lauten Mann. Er lag auf dem Rücken, mit halboffenem Mund, schnarchend, satt und gesund. Und zum ersten Male in den fünf Jahren geduckten Gehorsams glomm neben Widerwillen und Demut ein winziges Fünkchen Haß.

Am nächsten Tag ging sie ihm aus dem Weg. Es wäre nicht nötig gewesen; er sah und sprach über sie hinweg wie in all den Jahren, bevor er Soldat geworden. Seine derben Späße erfüllten Haus und Hof, umspült vom beifälligen Gelächter der Schwester. Durch Stall und Scheune gingen die Geschwister. Er schlug ihr klatschend auf den Hintern: Eine tüchtige Frau sei sie, habe die Wirtschaft zusammengehalten, wie es sich gehöre.

Frieda, obgleich glücklich über sein Lob, lamentierte: Ein Mann müsse her, sie schaffe die Frühjahrsbestellung nicht. Sie sei nicht mehr die Jüngste — „. . . ich mache mich kaputt hinterm Pflug, und die Kathrin kann man ja kaum rechnen, diese Handvoll!"

Heinrich nahm die Frau in Schutz. „Sie ist nicht kräftig. Sie kann nichts dafür. Ein Mann muß her, da hast du schon recht." Er überlegte. „Vielleicht kann ich euch einen Kriegsgefangenen besorgen."

Frieda hob die Hände. „Bloß keinen Russen auf den Hof!"

„Du wirst doch keine Angst haben?" fragte er lachend. „Er kommt nicht ins Haus rein, schläft in der Scheune. Und das Essen kostet nicht die Welt. Aber ein Mann muß her, Frieda."

Er ging, ungeachtet ihrer Abwehr, zum Ortsbauernführer; er kam wieder mit zufriedenem Gesicht. „Nächste Woche schon kriegt ihr einen Russen zugeteilt."

Die beiden Frauen saßen schweigend: die junge, schmale mit gewölbtem Rücken, Hände im Schoß, verschlossenen Gesichts; die ältere, große, mit massigen Hüften, Hilflosigkeit über den derben Zügen.

Der Mann redete ihnen zu: „Was ist schon so ein Iwan? Mit dem werdet ihr alle Tage fertig. Kostet nichts, und die Arbeit wird geschafft. Das ist doch die Hauptsache!"

„Daß man so was ins Haus nehmen muß", jammerte Frieda. „Der verfluchte Krieg!"

Sie erschrak vor den Augen des Bruders.

„Das sagst du, eine deutsche Frau?" Er stand vor ihr, die Beine gespreizt. „Wir wissen, wofür wir unseren Krieg führen — und du jammerst wegen einem dreckigen Russen! Mach dich nicht lächerlich, Frieda! So ein Mordsweib wie du — und hat Angst vor einem lausigen Iwan . . ."

Sie war ganz Reue, ganz Zerknirschung, schnupfte, versprach, ihm keine Schande zu machen. Und, sich selbst tröstend: „Das sind doch bloß halbe Menschen, nicht wahr, Hein-

rich? Die können uns doch gar nichts ..." Sie schwatzte, hastig und betulich, um den Bruder ihren Fehler vergessen zu machen: Drei, vier andere im Dorf hätten auch schon Kriegsgefangene. Man könne mit ihnen auskommen, sie seien ruhig und verstünden zu arbeiten. „Aufgemuckt hat noch keiner, und wenn man sie fest anpackt, sind sie schon zu gebrauchen."

So war es beschlossene Sache.

Am dritten Tage fuhr Heinrich Marten zurück an die Front. Die Frauen begleiteten ihn bis in die Kreisstadt, zum Bahnhof. Als der Zug einlief, hing die Schwester ihm am Halse, schnupfend und schluchzend. Seine Frau stand, dünn und blond und fröstelnd, unter dem grauen Märzhimmel und starrte hinauf zum Abteilfenster. Sie hob die Hand, zögernd und wie gezwungen, während Frieda neben ihr mit einem mächtigen weißen Taschentuch wedelte.

So blieben sie dem Mann in Erinnerung: die junge Frau, schmaler noch und blasser, neben der breiten, rotgesichtigen Schwester; die eine mit halb erhobener Hand, die andere mit wedelndem Tuch.

Die beiden gingen, indes der Zug gegen Osten fuhr, die wenigen Kilometer ins Dorf zurück, und sie sprachen kein Wort miteinander.

II

Der Ortsbauernführer selbst brachte ihnen wenige Tage später den Kriegsgefangenen. Während Frieda Marten mit Lange in der Küche verhandelte, stand der Gefangene auf dem Hof, reglos, sein Bündel in der Hand, mit stumpfem Blick zur Erde schauend.

Kathrin preßte das Gesicht an die Fensterscheibe und beobachtete ihn, furchtsam und neugierig.

Der Russe war hochgewachsen und breitschultrig. Festes Gesicht, unrasiert, mit vorspringenden Backenknochen und kräftigem Kinn. Kathrin hatte hier und da Russen gesehen. Einer war darunter mit Schlitzaugen und gelbem Mongolengesicht, und sie fürchtete sich vor ihm. Als sie neulich bei Meinhardts gewesen war, hatte sie an ihm vorübergehen müssen. Er lud Mist, und er blickte auf, als sie mit klappernden Holzpantoffeln an ihm vorbeilief, und er sah sie an mit seinen schrägen, schwarzen Augen — einen Moment nur. Aber sie war tief erschrocken, und tagelang war eine unverständliche, quälende Unruhe in ihr geblieben. Der mit dem gelben Gesicht war gewiß einer von denen, die Frauen schändeten und Kinder umbrachten und aus dem Hinterhalt auf deutsche Soldaten schossen.

Der Gefangene im Hofe hob den Kopf, als fühle er den Blick der Frau. Sie fuhr zurück

vom Fenster, aber für Sekunden hatte sie die Augen in seinem Gesicht gesehen, das, mit Bartstoppeln bedeckt, unsauber und wüst genug war. Seine Augen aber standen tiefblau in dem grauen Gesicht, und die Frau am Fenster merkte, daß der Fremde, den sie auf vierzig geschätzt, noch keine fünfundzwanzig Jahre alt war.

Frieda hatte sich indes mit dem Ortsbauernführer geeinigt. „Heil Hitler!" Er ging, und die Marten führte den Gefangenen zur Scheune, wo sie ihm seinen Platz auf dem Heuboden anwies, durch dessen winzige Luke er nicht würde entweichen können. Sie solle die Scheune abends gut verschließen, hatte der Ortsbauernführer gesagt. Freilich würde der Russe, wollte er wirklich entfliehen, nicht weit kommen: Er spreche keine drei Worte Deutsch.

Kathrin war in der Küche geblieben, sie hantierte am Herd, schob Töpfe und Kessel, als Frieda hereinkam. Sie wandte sich nicht um, als die Schwägerin sagte: „Er heißt Alexej, spricht keine drei Worte Deutsch." Sie zeigte auf den Schein, den der Ortsbauernführer ihr gegeben hatte, und buchstabierte: „Alexej Iwanowitsch Lunjew ... Komisch, alle Russen heißen Iwan."

„Wo schläft er?" fragte Kathrin.

„Nu, auf dem Heuboden."

Sie aßen schweigend.

Unvermittelt sagte die Junge: „Es ist nachts

noch so kalt. Vielleicht sollten wir ihm eine Decke geben."

Die Ältere blickte auf und prüfte mit unverhohlenem Erstaunen das Gesicht der anderen. „Bist du verrückt geworden?"

„Ich dachte bloß — ich meine, er wird frieren", murmelte Kathrin.

„Dann soll er sich ins Heu einwühlen." Und plötzlich, sehr laut und sehr scharf, sagte sie: „Das sind doch unsere Feinde. Denen kann man doch nicht noch unsere Decken und wer weiß was alles nachschmeißen. Die haben auf deinen Mann geschossen — und dann verwöhnen —, nein, ist nicht, meine Liebe! Wenn du unbedingt noch eine Wolldecke loswerden willst, dann schick sie unseren Soldaten an die Front. Aber gib sie nicht einem Russen! Also, weißt du —"

Kathrin hatte den Kopf geduckt und ließ widerspruchslos Schelte und Vorwürfe über sich hinfluten.

„Na, so was!" Friedas Hand fiel schwer auf den Tisch. „Du scheinst nicht zu wissen, was du dir als deutscher Frau schuldig bist!"

Kein Wort wagte die Junge gegen die andere, wagte nicht zu erinnern, daß man dem Gefangenen Abendessen bringen müsse.

So aßen sie, rasch und stumm, indes der Russe im Heu lag, frierend und hungrig, und auf den Abendwind lauschte, der um das Gebälk strich. Er war nicht traurig und nicht zornig, er nahm gleichgültig diesen Hof als

eine der vielen Stationen auf dem Weg zum endlichen Ziel, das Rußland hieß und Sieg und Heimkehr.

So hielt im März des Jahres 1943 der Kriegsgefangene Alexej Iwanowitsch Lunjew seinen Einzug auf dem Hofe der Martens, gleichmütig, schmutzig, unrasiert, mit armseligem Bündel — nicht ahnend, wann und wie er zum letzten Male aus dem Tor gehen würde.

III

„Das flutscht", sagte Frieda, „dem geht's von der Hand." Sie spähte durchs Küchenfenster hinaus in den Hof, wo der Gefangene Mist lud: Eins, zwei — die Forke in den Misthaufen gestoßen; eins, zwei — die Gabelvoll auf den Wagen geworfen; eins, zwei — im Takt mit federnden Knien, und die Muskeln sprangen an Arm und Nacken.

Der Russe ließ die Forke sinken, nahm die Mütze ab und wischte sich mit der flachen Hand über Stirn und Schädel.

Ein Schreckenslaut entfuhr der jungen Frau am Fenster: Über den kahlgeschorenen Schädel des Mannes lief eine fingerlange blutrote Narbe.

„Ein Streifschuß, denke ich", erläuterte sachlich die Schwägerin und schrie in den Hof

hinaus: „He, du — paschol!!“ Aus einer Lesebuchgeschichte kannte sie das Wort, und zehnmal am Tag rief sie es dem Russen zu: „Vorwärts, du — ran, paschol!!“

Zum ersten Male arbeitete auf dem Martenhofe ein Knecht, ein Russe zudem, den man fest anpacken mußte und zehnmal am Tage anstacheln: „Vorwärts, du — paschol!!“, daß er arbeitete — hopp, hopp! — und Mist lud und den Pflug führte und die Kühe molk und die Schweine fütterte und — „he, du, paschol!!“ — hier sein mußte und dort und an zehn anderen Stellen zugleich.

Der Mann stülpte die Mütze auf den geschorenen Schädel, griff zur Forke und lud — eins, zwei; eins, zwei — Mist auf den Ackerwagen, den er morgen früh aufs Feld fahren sollte.

„Ein fleißiger Bursche“, sagte Frieda. „Und geschickt und anstellig — das muß man ihm lassen.“

„Vielleicht ist er Bauer“, sagte Kathrin.

„Kann schon sein.“ Schwerfällig erhob sich die Schwägerin und krempelte die Ärmel auf. „Die sollen ja hausen wie das Vieh — mit Hühnern und Schweinen in einem Raum. Und keine Dielen wie bei uns, bloß festgestampfter Lehm.“ Sie nahm die Melkeimer von der Bank. „Und auf dem Ofen schlafen sie — stell dir vor: auf dem Ofen!“ Sie schlurfte in ihren Holzpantinen aus der Küche und über den Hof, hinüber zum Stall, und schrie, schon

in der Tür, zurück: „Weich die Wäsche noch ein, hörst du, Kathrin?“

„Ja, ja!“ rief die Junge und rückte, Blick auf den Gefangenen, den Waschzuber aus der Ecke unter dem Fensterbrett.

Gleichmütig gabelte der Russe.

Eine Woche schon war der Mann bei den Martens, und sie hatte noch kein Wort mit ihm gesprochen, hatte ihn nur von ferne, heimlich aus dem Fenster spähend, auf dem Hof hantieren sehen. Das Regiment im Hause führte ohnehin die Schwägerin, und die kommandierte den Russen genauso wie die Frau, glücklich, herrschen zu können für den Bruder an der Front, daß er bei seiner Heimkehr alles ordentlich finde: Haus und Stall und Felder und Frau und Schwester dazu.

Kathrin Marten war froh darüber: Sie hätte es nicht über sich gebracht, den fremden Menschen zu scheuchen, wie die Schwägerin es tat, und um alles in der Welt hätte sie es nicht vermocht, „pascholl!“ zu rufen und „he, du — vorwärts!“ Sie schlug einen weiten Bogen um den Fremden.

Kathrin nahm den Waschzuber und schleppte ihn unter die Pumpe im Hof. Das Wasser schoß in den Bottich. Sie bückte sich, ihn aufzuheben und ins Haus zu tragen.

Der Zuber rührte sich nicht. Hilflos stand sie da, gebückt, und mühte sich vergeblich. Sie richtete sich auf, rot und erhitzt.

Da war der Russe neben ihr, schob sie sanft

zur Seite, hob ohne Mühe den schweren Bottich und trug ihn ins Haus.

Die junge Frau folgte, sie stand am Türpfosten, während der Mann den Waschzuber niedersetzte, und sagte, als er sich umwandte, leise: „Vielen Dank, Alexej."

Da sah er sie an, und für Sekunden waren Stumpfheit und Gleichmut von seinem Gesicht gelöscht. Er lächelte.

Die Frau, verwirrt, erschreckt, wußte nicht, wohin schauen, und wandte hastig den Kopf ab. Der Mann ging. Sie hörte seine Schritte auf den Steinfliesen im Flur, und ihr Herz klopfte ...

Ihre Schultern fielen wie matte Flügel.

Sie lehnte am Türpfosten und lauschte in den Abend. Der Russe sang halblaut. Kathrin hatte lange nicht mehr gesungen; als Kind wohl, als Mädchen noch — aber seitdem sie in diesem Hause lebte, war sie verstummt.

Im Hof sang der Fremde sein Lied: eine weite, dunkle, schwermütige Melodie, die der lauschenden Frau fremd und dennoch vertraut erschien.

Wie er gelächelt hatte ... Für wenige Augenblicke war sein Gesicht ganz jung geworden, ganz hell ... „Vielen Dank, Alexej." Was hatte sie denn Großes gesagt? Worte, die man fünfmal, zehnmal am Tage sprach, gleichgültig hingeworfen für eine Handreichung, eine gefällige Geste. Was hatte sie denn Gutes gesagt? Ein belangloses Wort, das er nur unge-

fähr dem Sinne nach verstanden haben konnte, und seinen Namen.

„Vielen Dank, Alexej." Und plötzlich fiel ihr ein, daß in all den sieben Tagen der Woche, seit der Gefangene auf dem Hofe war, die Schwägerin niemals anders von ihm gesprochen hatte als von dem „Iwan", dem „Russen" bestenfalls. Nie nannte sie ihn beim Namen, sprach nur mit Gebärden zu ihm — und mit ihrem „pascholl", als riefe sie einem Pferd „hü!" zu und „hott!"

Plötzlich zerriß die Melodie: Holzschuhe klapperten über die Steine, und nichts blieb im abendlichen Dämmer als das Brummen der Kühe und das Rasseln ihrer Ketten.

Hastig strich die Frau eine helle Haarsträhne unter das dunkle Kopftuch, bückte sich und stopfte die bereitliegenden Wäschestücke in den Zuber. Der prüfende Blick der Schwägerin fand sie still und geschäftig.

Frieda häufte Kartoffeln auf einen Teller und goß sparsam Speckstippe darüber.

Kathrin sagte, ohne aufzublicken: „Er hat tüchtig geschafft heute."

„No, no", brummte Frieda; sie wollte den Teller hinausbringen.

Noch immer mit gesenktem Kopf beharrte Kathrin: „Er ist doch sehr fleißig. Der Mensch muß doch auch anständig essen, wenn er arbeiten soll."

„No, no", brummte Frieda, um einiges lauter, blieb aber in der Tür stehen.

Kathrin, mit ungewohnter Zähigkeit, sagte: „Ein Schmalzbrot macht uns auch nicht ärmer. Wir können's uns doch leisten."

Mochten die letzten Worte nun den Ausschlag gegeben haben — „der Martenhof kann es sich leisten, seinen Knechten satt zu essen zu geben, ja, das kann er noch immer!" —, mochte Friedas Gutmütigkeit im Grunde doch stärker sein als ihre zur Schau getragene Strenge — „nu freilich, verdient hat er es schon" —, kurz, sie ließ sich noch ein Schmalzbrot abpressen. Und die junge Frau, die nicht ernsthaft an einen solchen Erfolg geglaubt hatte, war, als die Schwägerin zur Scheune ging, stolz auf dieses Schmalzbrot wie auf einen großen Sieg.

IV

Zwei Tage später brachte Kathrin, als Frieda auf ein Stündchen zu den Weckerlings gegangen war, dem Russen eine Wolldecke. Sie hatte die Dämmerung abgewartet, und sie ging, eng an die Mauer gepreßt, mit klopfendem Herzen zur Scheune. Die Schwägerin hatte heute das Tor früher als gewöhnlich abgeschlossen.

Alexej, als er den Schlüssel sich im Schloß drehen hörte, richtete sich auf. Zaghaft wurde das Tor geöffnet, einen Spalt nur, gerade breit

genug, daß die Frau hindurchschlüpfen konnte. Nun stand sie in der Scheune, die nur schwach erhellt war vom scheidenden Tageslicht, das durch die Ritzen im Gebälk sickerte und durch die winzige Luke im Dach. Zögernd sah sie sich um, erschreckt vom eigenen Mut.

In der Ecke raschelte Heu; Alexej hatte sich erhoben und trat zu ihr, Halme von der Jacke klopfend.

Die Frau wich zurück, streckte ihm die Decke entgegen und sagte: „Bitte!"

Groß und dunkel ragte der Russe im Raum, reglos; er schien nicht zu begreifen.

„Kalt", sagte Kathrin, und lauter, als könne er sie dann besser verstehen, „frieren", und sie schlug die Arme um den Leib, um Kälte und Frieren anzudeuten.

Da nahm er die Decke. „Spassibo", sagte er, „spassibo." Und die Frau, die die weichen Laute seiner Heimatsprache zum ersten Male hörte, verstand und war seltsam berührt von dem warmen, vollen Klang seiner Stimme.

Stille.

Die Hoftür fiel krachend ins Schloß. Die Frau fuhr zusammen, sie stand erstarrt, mit weißem Gesicht.

In ihren weit aufgerissenen Augen las der Mann mehr, als sie ihm mit tausend Worten zu sagen vermocht hätte: ihre Demut, ihre Ratlosigkeit und grenzenlose Angst, das stumme Elend der geduckten Frau.

Und sie, die Frau, ahnte in diesen Sekun-

den, als sie in die weit auseinanderstehenden hellen Augen des Fremden sah, daß er all dies wußte.

Sie errötete. Sie wandte sich um, schlug die Tür zu, schloß ab, hetzte zurück ins Haus, hetzte, vorüber an Blick und Frage der Schwägerin, in ihr Zimmer, kleidete sich mit fliegenden Händen aus, zog die Bettdecke über den Kopf. Sie lag, die Knie angezogen, fröstelnd und bang, und nichts mehr war in ihr von Mut und heimlicher Freude, nichts war da als Angst, Angst und quälende Vorwürfe.

Was hast du getan, Kathrin? Ein Feind deines Volkes, einer von jenen Männern, die auf deutsche Soldaten schießen, die — bedenke, Kathrin — auf deinen Mann schießen, deinen Mann! Rede dich nicht heraus: Mitleid? Eine deutsche Frau kennt kein Mitleid für ihre Feinde. Das sind doch gar keine richtigen Menschen ... Ein Schmalzbrot? Eine Wolldecke? Denen geht es in Rußland auch nicht besser, die hausen doch wie die Tiere ...

Aber: Er ist so hilfsbereit — Weil er dir mal einen Waschzuber ins Haus getragen hat? Mach dich nicht lächerlich, Kathrin! — Aber: Heinrich hat so etwas nie getan; wenn wirklich, dann mit einem groben Scherz, der schlimmer zu ertragen war als Mühe und Schwäche.

Und das gäbe dir das Recht, deine Ehre, die Ehre einer deutschen Frau, zu verletzen? Wenn das der Heinrich wüßte ...

So lag sie, die Knie angezogen, fröstelnd und bang, und quälte sich und verteidigte sich und wußte doch, daß sie niemals „pascholl"! rufen könnte und „he, du!" und daß sie das gleiche wie heute auch morgen wieder würde tun müssen . . .

Die Szene am nächsten Morgen war noch schlimmer, als Kathrin gefürchtet hatte: Frieda tobte, beschimpfte sie, lamentierte, drohte, dem Bruder zu berichten — die junge Frau weinte und brachte nichts zu ihrer Verteidigung vor als Tränen und wirres Gestammel von Mitleid, demütige Bitten um Verzeihung.

Alexej spannte das Pferd ein, und er hörte das Gezeter im Hause, hörte das Schluchzen der jungen Frau. Die Augen dunkel in hilflosem Zorn, schob er mit zitternden Händen dem Tier die Trense ins Maul, schwang sich auf den Wagen, den Blick starr auf das Haus gerichtet, und schrie auf das Pferd ein, er klatschte ihm die Zügel über den Rücken, daß es mit mächtigem Ruck anzog und das Gefährt rasselnd aus dem Tor jagte.

Zur Mittagszeit kam Frieda auf das Feld: Er hatte geschuftet für drei. Das besänftigte die Aufgebrachte, und so ließ sie, brummend zwar, dem Russen die Decke und kam sich dabei noch überaus großmütig vor.

Die junge Frau schwieg, als die Schwägerin ihr gnädig Verzeihung gewährte, schwieg zu allen daran geknüpften Vorwürfen und Er-

mahnungen. Aber als sie auf der Bank vor dem Hause saß und Kartoffeln schälte, summte sie eine Melodie vor sich hin, die sie als Kind oft gesungen hatte.

V

Die junge Frau lehnte am Fensterkreuz, das Kinn auf gefalteten Händen, und ihr stilles, weißes Gesicht wurde überhaucht vom steigenden Rot des Himmels: Über dem violetten Saum des Waldes ging die Sonne auf.

Kathrin legte die Fingerspitzen über die Augen, und sie dachte nichts und fürchtete nichts und fühlte nur ihr lebendiges Blut unter der Haut.

Das harte Pochen an der Kammertür war wie ein schmerzender Schlag auf den Hinterkopf.

„Kathrin, he, Kathrin! Wird's bald? Schläft das Mensch bis in den Tag hinein . . ."

Hastig knöpfte Kathrin die Bluse zu. Die Sonne stand still, erblassend, über dem Wald, der blau und kühl zurücksank in Schatten und Schweigen.

Unter der Pumpe im Hof wusch sich der Russe. Der eisklare Wasserstrahl schoß über Nacken und Rücken, daß sie sich krebsrot färbten. Kathrin, mit abgewandtem Kopf, wollte vorüber. Da richtete Alexej sich auf.

Rot und frisch und tropfnaß glänzten auch sein Gesicht und blank darin die weit auseinanderstehenden hellen Augen. Er nickte ihr zu. Verstohlen nickte sie zurück und fuhr im selben Moment, wie auf einer bösen Tat ertappt, zusammen, warf einen scheuen Blick über die Schulter zum Haus und ging vorüber, überfröstelt bei dem Gedanken, die Schwägerin könnte den Gruß zwischen ihr und dem Fremden beobachtet haben.

Sie kauerte auf dem Melkschemel, den Kopf an die Flanke der Kuh gepreßt, und horchte auf das sanfte Rauschen der Milch, die in gleichmäßigem Strahl in den Eimer strömte. Ein Schatten fiel über sie. Sie hob den Kopf und sah den Russen in der Stalltür stehen. Ein einzelner magerer Sonnenstrahl huschte über seinen geschorenen Schädel, auf dem die kurzen Haare wie Vogelflaum goldig aufsprühten.

Sein Haar wächst wieder nach, dachte sie und wunderte sich über die winzige Spur von Erleichterung, die sie deshalb empfand. Überhaupt sah er jetzt, rasiert, frisch gewaschen, so ganz anders aus als damals, da er zum ersten Male im Hofe gestanden hatte. Wie viele Tage waren seitdem verflossen? Laß sehen: zwanzig Tage, fast drei Wochen. Drei Wochen erst? Nicht möglich ...

Der Russe warf den drei Kühen und dem Kalb Heu vor.

Kathrin hatte zwei randvolle Milcheimer

zur Stalltür geschleppt und niedergesetzt. Sie zögerte.

Der Russe umschloß weich mit seiner breiten Hand das Maul des Jungtieres.

Er wandte sich um.

Er war schon neben ihr und hatte die Eimer ergriffen.

Kathrin ging voran. Alexej folgte, die Eimer mit der schaumweißen Milch balancierend; sein Blick streichelte den gewölbten Rücken der Frau und den tief gesenkten Kopf, dessen Haar verhüllt war von einem häßlichen baumwollenen Tuch. Kathrin, dachte er, Katja.

Die junge Frau schritt schneller aus, als spüre sie den Blick des Mannes, und unwillkürlich straffte sie den Rücken. Auf einmal schämte sie sich ihrer fleckigen Schürze und des dunklen Kopftuches, das nonnenhaft streng ihr Gesicht abschloß noch unter dem Haaransatz.

Die letzten Schritte bis zur Haustür lief sie fast, daß ihr der schwere schwarze Wollrock um die Beine schlug.

Kathrin war immer nachlässig gewesen in ihrer Kleidung. Sie hatte nie Freude daran gehabt, sich gefällig anzuziehen.

Für wen auch? dachte sie noch, als sie schon in ihrer Kammer vor dem Spiegel stand, der im braunen Nußbaumrahmen ihre lächerliche Gestalt knapp unter der Hüfte zerschnitt.

„Für wen auch?“ sagte sie, als sie schon den Rock abstreifte und die Bluse, die unter den

Achseln von Schweißflecken verschossen war. Sie vermied es, in den Spiegel zu sehen, bevor sie sich umgekleidet hatte.

Sie schlüpfte in einen leichten grauen Tuchrock und wählte sehr sorgfältig und sehr ernsthaft unter den drei, vier Blusen, die sie besaß. Ganz unten in der Kommode fand sie einen bunten Sweater, den sie sich vor zwei Jahren aus Wollresten gestrickt hatte: rote, grüne, blaue, gelbe, braune Streifen. Sie hatte ihn einmal getragen und dann nie wieder, weil er ihr zu bunt erschienen war und zu auffällig.

Jetzt, als sie vor dem Spiegel stand, gefiel er ihr, obgleich er, eng anliegend, ihre Brust stärker hervortreten ließ als die losen Blusen und Jacken, die sie sonst trug.

Kathrin war nach fünf Jahren Ehe noch schamhaft wie ein ganz junges Mädchen. In dieser Minute vor dem Spiegel freute sie sich zum ersten Male ihrer Brust, der Hüften, des Spiels ihrer Handgelenke, die zu lang und zu zart waren für ihre groben Hände mit den abgestoßenen Nägeln.

Sie sprang die Treppe hinab wie ein Mädchen und lief wie ein Mädchen über den Hof, daß der graue Rock in schönem Bogen um ihre Beine schwang.

Alexej führte eben das Pferd aus dem Stall.

Kathrin klopfte dem Tier den Hals, der sich warm und seidig braun unter ihrer Hand straffte. Sie blies ihm in die Nüstern und lachte. Der Russe stand und sah die Frau an,

so sichtbar überrascht, so froh, daß ihre Augen Glanz bekamen.

Das Pferd schnaubte und fuhr der Frau mit dem Maul über die Schulter, daß sie mit einem leisen Schrei zurückwich. Alexej lachte, faßte dem Tier in die Mähne und kraulte es sanft. Kathrin sah den Mann an, und als er ihr zunickte, lächelte sie zaghaft.

„Herrgott, wo trödelst du schon wieder rum?" schrie Frieda. Da lief Kathrin, rasch und mit gesenktem Kopfe, und nichts blieb hinter ihr als Hufgeklapper auf den Steinen und der stumme Zorn des Russen.

Frieda, die festen Arme auf die Hüften gestemmt, empfing die junge Frau mit Schelte und Vorwürfen. Wo sie so lange gesteckt habe? Ob sie glaube, die Arbeit im Hause machten die Heinzelmännchen? „Und am frühen Morgen den guten Rock angezogen! Manieren wie eine Prinzessin . . ."

Kathrin verteidigte sich: Sie müsse ins Dorf, einkaufen gehen. „Und", der Gedanke war so schnell und leicht aufgezuckt, „und zu Meinhardts wollte ich noch rumgehen. Trude hat ein gutes Rezept für Dampfnudeln."

Auf dem Hofe der Meinhardts arbeitete ein Kriegsgefangener, ein gelbgesichtiger Mongole mit schwarzen Augen. Aber Frieda Marten kannte den Mongolen nicht, und sie hatte nie in diese schwarzen Augen gesehen. Sie begriff, daß man sich um ein Küchenrezept kümmern könne, aber sie hätte nie begriffen, daß

man sich auch um einen gelbgesichtigen Fremden kümmern könne.

Erleichtert schlüpfte Kathrin hinter dem mächtigen Rücken der Schwägerin ins Haus. Sie hatte noch nicht das Einkaufsnetz gefunden, als schon die grobe Stimme über den Hof schallte und dem Russen — „pascholl, du!“ — befahl, das Pferd anzuschirren.

Erst als sie den Wagen aus dem Tor rasseln hörte, ging auch Kathrin. Sie schämte sich ihrer Schwäche, die sie vor dem Fremden so sichtbar bewiesen, sie schämte sich ihres Gehorsams und ihrer Furcht, und sie hätte es nicht über sich gebracht, neben der Schwägerin zu stehen und dem Russen beim Anschirren zuzusehen, als gehöre sie zu dieser da, der Lauten, Starken, Strengen, die sich Herrin dünkte über Hof und Tiere und Menschen.

Kathrin ging über die Straße, vorsichtig, als fürchte sie zu fallen. Sie grüßte: ein paar Buben mit Schulranzen. Sie grüßte: eine Bäuerin, Kuchenbleche unter dem Arm. Sie grüßte: ein alter Bauer, der breit auf dem Kutschbock saß und zum Gegengruß mit dem Peitschenstiel an den Mützenrand tippte. Sie grüßte nach rechts und nach links und ging vorüber, den Kopf gesenkt. Sie blieb bei keinem stehen.

Die Frauen im Dorf waren es gewohnt: Die Marten ist eine Stille, so eine ganz Heimliche. Hat es wohl auch nicht leicht bei der Frieda — ein Weib mit einer Schandschnauze, aber tüchtig, tüchtig!

Kathrin wußte, wie sie von ihr sprachen, daß sie mehr noch sprachen, je stiller sie war und je zurückhaltender. Als sie zwei Frauen vor dem Krug stehen sah, die die Köpfe zusammensteckten bei ihrem Nahen, ging sie noch geduckter, wurde noch schmaler, als fürchte sie, die beiden müßten ihr gleich ins Gesicht lachen, weil sie, Kathrin, anders war als diese beiden, die die Zügel fest in der Hand hielten und die wie alle im Dorfe wußten, daß sie auf ihrem Hofe nicht mehr war als eine Magd, daß sie von der Schwägerin kommandiert wurde und nichts, aber auch gar nichts zu bestellen hatte. Und sie war doch die Frau im Hause! Sie hatte ihrem Mann ein Erbteil zugebracht wie so leicht keine andere. Ogottogott, was war die kleine Marten dumm . . .!

Und dann war auf einmal neben der alten, der gewohnten Furcht eine neue, scharfe: Da hatten die Martens doch einen Knecht auf dem Hof, einen Kriegsgefangenen . . . Warum trägt Kathrin denn ihren neuen Rock? Warum hat Kathrin einen so bunten Pullover an? Warum steht Kathrin des Morgens auf dem Hof und klopft dem Pferd den Hals — und daneben steht der Fremde? Warum lacht denn Kathrin — und daneben steht der Fremde? Warum singt denn Kathrin — und im Hof arbeitet der Fremde?

Sie floh vor den Blicken der Frauen. Sie lief am Krug vorüber und die Straße hinab, dort-

hin, wo hart am Ausgang des Dorfes der Hof der Meinhardts lag, eben an der Stelle, wo die holprige Dorfstraße überging in die asphaltierte Chaussee und die ersten Kirschbäume zu beiden Seiten des Weges standen.

Kathrin wurde ruhiger, sobald das Hoftor hinter ihr zugefallen war. Es war gut und sauber bei den Meinhardts, alles war gut und sauber: die Menschen und das Haus und der kleine Garten davor, der im Sommer versank in Ringelblumen und Rittersporn.

Es fiel kein lautes und kein grobes Wort in diesem Hause. Die Frau hatte viel Unglück gehabt, und das hatte sich über den Hof und seine Bewohner gesenkt.

Trudes Verlobter war im ersten Weltkrieg geblieben. Den Mann, den sie später genommen, hatte beim Scheunenbrand ein stürzender Balken erschlagen, und der älteste Sohn war an der Westfront gefallen, vor drei Jahren.

So waren auf dem Hofe nur Trudes alter Vater geblieben und ihr zweiter Sohn, ein Bürschchen von dreizehn Jahren. Die Meinhardt selbst war — neben ihrer Arbeit als Bäuerin — Gemeindeschwester seit dem Tode ihres Ältesten, und vielleicht hatte sie deshalb als eine der ersten im Dorfe einen Kriegsgefangenen zur Hilfe bekommen.

Kathrin fand die Frau in ihrem Schwesternzimmer. Es war dies nur ein kleiner Raum und nichts darin als eine Pritsche und ein

Schränkchen, hinter dessen Glasscheiben Arzneiflaschen schimmerten und weißes Verbandzeug.

Eben stellte die Meinhardt ihren Jungen wieder auf die Füße, der auf der Pritsche gesessen und sich das Knie hatte verbinden lassen. Der kleine Kerl, drahtig und schwarzhaarig, wippte ein wenig in den Knien, um die Festigkeit des Verbandes zu prüfen, gab dann Kathrin die Hand und sagte ernsthaft: „Guten Tag, Tante Marten!" Und ging.

Trude strich die Decke auf der Pritsche glatt und richtete sich auf — eine große, stattliche Frau mit voller Brust, das Gesicht schmal, streng, sehr weiß im Rahmen des ebenholzschwarzen Haares.

Kathrin sagte ohne Übergang: „Darf der Russe bei euch mit am Tisch essen?"

Die Frau richtete ohne eine Spur von Überraschung ihre dunklen Augen auf das Gesicht der Jungen. Wenn sie einen Menschen ansah, war es, als schaue sie durch dessen Stirn hindurch wie durch Glas.

Kathrin senkte nicht die Lider. Sie wartete.

„Natürlich ißt er bei uns. Er arbeitet doch auch bei uns. Er ist doch ein Mensch wie wir."

Kathrin setzte sich auf die Pritsche, die Knie zusammengepreßt wie ein Mädchen, Hände im Schoß gefaltet. Sie sagte: „Frieda würde es nie erlauben."

„Nein, Frieda nicht."

Kathrin stand auf. Sie sprach in das

schmale weiße Gesicht hinein, ganz schnell und hoch:

„Er ist so gut. Er hilft mir, überall und immer. Man muß doch etwas für ihn tun. Man kann doch nicht ‚pascholl'! schreien und ihm das Essen in die Scheune bringen. Das kann man doch nicht."

Die große Frau legte der anderen den Arm um die Schultern. Sie sagte über Kathrins Kopf hinweg: „Nein, das kann man nicht, Kathrin."

Die junge Frau spürte, wie die ältere ihr über das Haar strich.

Unvermittelt schob Trude die junge Frau zurück. Sie lächelte.

„Du hast schönes Haar, Kathrin. Wie Seide ..." Und als Kathrin verwirrt zu ihr aufschaute, sagte Trude, als sei die andere nur deshalb zu ihr gekommen: „Du müßtest es ein bißchen pflegen. Abends mit Kamille waschen, weißt du? Dann bekommt es mehr Glanz."

Kathrin errötete. „Glaubst du wirklich?" fragte sie zaghaft. Trude nickte. Die beiden Frauen verließen den Raum. In der Tür blieben sie stehen, gleichzeitig, als hätte ihnen eine Stimme Halt befohlen. Sie sahen sich an.

Kathrin lehnte am Türpfosten, den Kopf im Nacken, kraftlos: Sie ahnt, sie weiß alles ... Die Furcht legte sich über ihre Brust wie ein kalter Eisenreifen, daß ihr der Atem verging.

„Kathrin“, sagte die Frau vor ihr, „es hilft dir niemand, du mußt dir selbst helfen, hörst du? Du hast Angst. Du darfst keine Angst haben. Tu, was dein Herz dir befiehlt, tu nur das. Wir sind doch Menschen. Dieser Krieg – versteh mich recht, Kathrin: Man muß das bißchen Wärme festhalten, das noch geblieben ist. Man erfriert sonst.“

Beim Tor kauerte der Gefangene und hämmerte am Pfosten.

„Guten Tag“, sagte Kathrin laut.

Der Fremde sah auf. Ich habe keine Angst, dachte Kathrin. Ich darf keine Angst haben.

„Guten Tag“, sagte der Fremde, jede Silbe scharf von der anderen getrennt.

Kathrin spürte den Druck von Trudes Hand, die auf ihrer Schulter lag. Sie blieb stehen, unverwandt dem Fremden ins Gesicht schauend.

„Sie sprechen Deutsch?“ Sie fragte so streng, als prüfe sie den Mann, nicht sich selbst. Zwischen ihren Brauen stand eine steile Falte.

Der Fremde nickte.

„Sprechen alle Russen Deutsch?“ fragte Kathrin.

„Viele“, sagte der Gefangene. „Die meisten. Wir lernen es in der Schule.“ Sein Deutsch war mühsam, aber deutlich. Er hatte den Kopf erhoben wie in angespanntem Lauschen. Er lächelte, ohne die Lippen zu verziehen. Das Lächeln saß in den Augenwinkeln, es verging wie Windhauch über einem dunklen See.

Kathrin war ganz hilflos vor seinem Blick. „Auf Wiedersehen“, sagte sie hastig und reichte Frau Meinhardt die Hand. Die nickte ihr zu.

„Du solltest manchmal zu mir kommen“, sagte sie.

Kathrin reichte ohne Zögern auch dem Fremden die Hand. Seine Finger waren kühl und gelb wie altes Elfenbein.

Kathrin spürte den Druck seiner Hand noch, als sie schon die Straße empor nach Hause ging, aufrecht, die Schultern zurückgedrückt.

„Nu, und wo ist das Rezept für die Dampfnudeln?“ fragte die Schwägerin.

Ach, diese grobe Stimme! Ach, diese verfluchte Angst!

„Herrgott, ich hab’s vergessen“, sagte Kathrin kleinlaut.

„Was, bist bei der Meinhardt gewesen und hast das Rezept vergessen?“ Das gesunde Rot auf Friedas Wangen vertiefte sich noch vor Entrüstung.

Jetzt fängt’s wieder an, dachte Kathrin, und wirklich begann die Schwägerin zu lamentieren, wo denn Kathrin um Gottes willen nur ihre Gedanken habe. „Da rennt das Mensch den ganzen Morgen im Dorf herum, und die Arbeit bleibt liegen und —“ Sie verstummte. Die junge Frau war aufgezuckt, mit lauschend gerecktem Hals: Hufgeklapper war im Hof.

Kathrin schloß die Augen, da dröhnten die

Hufschläge bis in den Kopf hinein: Du darfst keine Angst haben, Kathrin!

Sie öffnete die Augen und sagte kalt und still: „Man kann ja auch mal etwas vergessen. Du brauchst mich nicht gleich auszuschimpfen."

Friedas runde braune Augen wurden noch runder vor Erstaunen. Sie wollte auffahren, Kathrin kam ihr zuvor.

„Gib das Essen für Alexej. Ich bring's ihm, er wird Hunger haben."

Frieda verschlug es die Sprache: Es hockte in den Augenwinkeln Kathrins ein feines Blinken, das neu war und gefährlich.

So füllte die Schwägerin schweigend die Suppe ein. Ihr Gesicht glänzte dumm und rund und rot vor Verblüffung und Ärger und Zweifel.

Kathrin trug die Schüssel auf beiden Händen vor sich her. Sie brachte dem Gefangenen zum ersten Male das Essen.

Alexej saß auf dem umgestürzten Trog neben der Pumpe. Er nahm die Schüssel entgegen, beider Fingerspitzen berührten sich; hastig zog Kathrin die Hand zurück. Der Russe senkte den Kopf, er aß rasch und achtlos.

Kathrin hätte jetzt gehen müssen. Sie ging nicht. Sie setzte sich auf das Pumpenrohr. Er spricht keine drei Worte Deutsch, hatte der Ortsbauernführer gesagt. Kathrin wußte es besser. Aber es war so schwer — daß eine Frage so schwer sein kann!

Die Aprilsonne wärmte schon. In der Dachrinne lärmten die Spatzen, und aus den Ritzen zwischen den Steinen winkte das junge Gras mit hundert schmalen grünen Seidenfähnchen.

Kathrin sah hinab auf die Hand des Russen, die den Löffel führte: eine breite Hand mit schön geformten Nägeln, langgliedrige Finger, die richtigen, Jungtiere zu holen. Er hätte damals bei dem Bullenkälbchen helfen können, das so schwer kam, dachte die Bäuerin.

Fest umschlossen ihre Finger das glatte, kühle Eisen des Wasserrohres.

„Alexej“, sagte sie.

Der Mann hob so rasch den Kopf, als habe er nur darauf gewartet, daß sie seinen Namen sage oder ein Wort, irgendein Wort. Sonnenfünkchen tanzten in seinen hellen Augen, die weit auseinanderstanden in dem starkknochigen Gesicht, und Kathrin starrte, wie gebannt von einem blendenden Lichtstrahl, der einen plötzlich aus dem Dunkel trifft.

„Sprichst du Deutsch, Alexej?“ fragte sie, und ihre Stimme war unnatürlich hoch vor Erregung, als müsse sich jetzt gleich etwas unerhört Bedeutungsvolles entscheiden.

In Sekundenschnelle erloschen die Lichtfünkchen: Der Mann hatte die Lider gesenkt, sein Gesicht war verschlossen und stumpf wie an jenem ersten Tage, da er auf dem Hof gestanden, den Blick zur Erde gerichtet, sein armseliges Bündel in der Hand.

Er hob die Schultern und murmelte:
„Ich – nix verstehen."

Kathrin wußte, daß er log. Sie sprang auf, lief ins Haus, bis zur Treppe. Sie warf den Kopf auf den Geländerpfosten und schluchzte.

Frieda war neben ihr, ehe sie die Treppe hinauf fliehen konnte. Die massige Frau faßte Kathrin mit ungewohnter Sanftheit um die Hüften und fragte erschrocken, was ihr denn fehle. „Ist der Iwan etwa frech geworden?" Kathrin schüttelte heftig den Kopf. „Hast du Angst um den Heinrich, weil er so lange nicht geschrieben hat?"

Kathrin blickte auf, so verblüfft, so verständnislos, daß es der anderen hätte auffallen müssen, wären deren Gedanken nicht, kaum hatte sie seinen Namen ausgesprochen, nur noch bei dem Bruder gewesen. Die junge Frau hatte der Name des Mannes getroffen wie ein Schlag ins Gesicht. O Gott, es gab auch noch einen anderen Menschen auf der Welt! O Gott, es gab noch einen Mann, den eigenen Mann, auf der Welt! Und er war an der Front, er hatte seit Wochen nicht mehr geschrieben; sie hatte seine Briefe nicht vermißt.

Kathrin heulte wieder los, so wild und verzweifelt, daß Frieda, für die es keinen besseren, braveren, tüchtigeren Menschen gab als den Bruder, die Tränen der jungen Frau der Angst um ihn zuschrieb. Ganz sanft zog sie die Weinende auf die erste Treppenstufe hinab und setzte sich schwerfällig neben sie.

„Nu, du mußt nicht weinen, Kathrinchen. Wird schon nichts passiert sein ... die Post ist jetzt oft so lange unterwegs.“ Und sie hatte doch, während sie ungeschickt zu trösten versuchte, selbst Tränen in den Augen.

Kathrin, als sie die Wärme der Frau dicht neben sich spürte, deren feste Arme um ihren Leib lagen, schlug das Gewissen. Das hatte sie nicht verdient, weiß der Himmel, das nicht! Hatte sie doch den Heinrich vergessen — und der lag derweil vielleicht verwundet, vielleicht tot in eben dem Lande, aus dem der andere gekommen war, auf diesen ihren Hof gekommen. Da trug sie einen bunten Pullover, und vielleicht war der Brief schon geschrieben — „... auf dem Felde der Ehre gefallen“ —, der sie in das schwarze Witwenkleid zwang.

Und nun begann Kathrin ihrerseits die Schwägerin zu trösten, mit denselben Worten fast wie die, sanft und ungeschickt, und nahm sich vor: Nie wieder „Alexej“, nie wieder „Sprichst du Deutsch?“!

Frieda wischte sich mit dem blaugewürfelten Taschentuch über die Augen und sagte: „Der verfluchte Krieg! Und dann diesen Iwan auf dem Hof! Da denkt man bei Tag und bei Nacht an den Heinrich und macht sich Sorgen und kann nicht schlafen — und dann läuft einem der Iwan über den Weg, und man möchte ihn am liebsten zum Teufel jagen. Die haben doch bloß schuld an dem Krieg und an

allem! Lieber heute als morgen möchte ich wieder allein sein; lieber alles selber machen, lieber mich abrackern —“

Kathrin saß kerzengerade: Du darfst keine Angst haben.

Sie sagte schnell und laut: „Wir brauchen ihn. Er muß auf dem Hof bleiben, bis —“, sie stockte und setzte dann leiser hinzu: „bis Heinrich wieder da ist.“

Bis — Heinrich wieder da ist ... Dann ist ja alles vorbei, Kathrin!

Heinrich Marten geht wieder über den Hof, groß, stark und gesund, sein Lachen schallt durch das Haus, seine laute Stimme; seine starken Arme umfassen sie, und sie vergeht unter seinem gesunden Körper in Scham und Furcht.

Alexej ist nur noch Name, eine Erinnerung, die einen plötzlich aus dem Dunkel anspringt wie blendender Lichtstrahl, ist nur noch Geflirr von Sonnenfünkchen in einem Wassertropfen, der so rasch vergeht wie das winzige Stückchen Leben, das begonnen hat an jenem Märztage, als der Fremde zum ersten Male im Hof stand. Jetzt ist alles grau und kalt wie zuvor, dünnfädiger Herbstregen, unter dem sie geht, fröstelnd, mit gewölbtem Rücken — bis ans Ende.

An den folgenden Tagen schlich Kathrin finster und wortkarg durch das Haus und wich dem Fremden in weitem Bogen aus wie in der ersten Woche. Manchmal des Morgens,

wenn die Sonne über den Waldsaum klomm, stand sie am Fensterkreuz und weinte und wußte nicht, warum.

VI

Der Russe Alexej Lunjew war erfüllt von einer inneren Unruhe, die er nicht zu deuten vermochte. Wenn Frieda Marten ihn morgens aus der Scheune ließ — sie schloß ihn noch immer ein wie ein Tier, das unversehens entlaufen könnte —, schaute er sich um wie einer, der Verlorenes zu finden hofft. Aber niemals gestand er sich ein, daß er die Frau suchte, daß er Ausschau hielt nach ihrem blassen Gesicht hinter den Fenstern des Hauses. Er spürte, daß Kathrin ihm auswich mit der gleichen zaghaften Beharrlichkeit, mit der sie ihn bisher gesucht hatte.

Eines Morgens — der April neigte sich schon seinem Ende zu — kam er in den Stall, um die Kühe zu tränken. Da hockte die Frau auf dem Melkschemel, die Hände im Schoß, mit leerem Gesicht. Ihre Augen, dunkel umschattet, waren traurig und unnatürlich groß.

Kathrin erblickte ihn. Sie war nicht erschrocken; es war, als habe sie auf ihn gewartet. Sie sagte: „Ach, Alexej“, in einem Ton, daß der Mann mit einem Male alles wußte und daß die tausend Worte, die in ihrem Her-

zen brannten, ungesprochen bleiben konnten. Nun mußte er doch die wenigen Schritte tun, die ihn von ihr trennten. Er berührte sanft ihre Hand. „Kathrin“, sagte er weich. Sie saß ganz still.

Aber die Schritte über alles Trennende hinweg waren doch noch nicht getan. Ein Wort allein konnte nicht Brücke werden.

Die Frau sprang auf; sie ergriff die Milcheimer an der Tür und lief über den Hof, schief geneigt unter der Last.

Der Mann blieb zurück.

Seine Erkenntnis kam rascher als die der Frau, und sie schmerzte weniger, weil er nicht wie sie die Ketten des Dorfes und der Vergangenheit schleppte. In dieser kurzen Zeitspanne, als er in der Stalltür des Martenhofes stand und der Fliehenden nachsah, begriff er, daß sie einander nie mehr ausweichen würden, weil sie sich nicht mehr ausweichen konnten.

Erst da begriff er, wie tief sich das Bild Kathrins in sein Herz gesenkt hatte — mit all ihrer Furcht und Güte, ihrer Hilflosigkeit und Scheu, mit all ihrem Ringen um Standhaftigkeit und Mut.

Wie hatte er glauben können — damals, als er unter wolkenverhangenem Märzhimmel zum ersten Male hier gestanden hatte —, daß dieser Hof nur eine Station sei auf dem Wege zum endlichen Ziel, das Rußland hieß und Sieg und Heimkehr?

Alexej Lunjew war so verwurzelt im Glauben an sein Land, daß es ihm keinen Augenblick zweifelhaft schien, wie dieser Krieg, der ihn hierhergeführt, enden mußte. Wann aber würde das Ende dasein? Und was würde dann aus Kathrin?

Er horchte in sich hinein: so viele Fragen und keine Antwort. Es gab kein Wissen um die Zukunft, aber es gab den Glauben und die Kraft.

Alexej war jung und stark. Auch Kathrin war jung, und es war nicht zu spät. Niemals ist es zu spät.

Kathrin war ins Haus gelaufen, und nur durch äußerste Beherrschung war es ihr gelungen, ihre tiefe Erregung vor Frieda zu verbergen.

Dann kam der Brief von Heinrich Marten. Frieda, die um die elfte Stunde vor dem Tor zu stehen und Ausschau nach dem Briefträger zu halten pflegte, riß dem alten Mann, kaum hatte der seine Posttasche wieder geschlossen, den Brief im grauen Umschlag aus der Hand und stürzte in die Küche: „Heinrich hat geschrieben!“ Hochrot glänzten ihre Wangen, ihre mächtige Brust wogte. „Endlich!“ Tränen liefen ihr übers Gesicht.

Kathrin griff nach dem Brief. Sie riß den Umschlag auf und las mit halboffenem Munde. Ihre Blicke fuhren über die Zeilen, verzweifelt suchte sie nach einem Trost, einem guten Wort.

Steil und stark liefen die Buchstaben über das rauhe Papier, die Wörter waren breit auseinandergezogen. Heinrich meldete, er sei gesund, es gehe ihm gut. Er habe lange nicht schreiben können wegen der angespannten Lage an der Front; sie seien ständig in Kampfhandlungen verwickelt gewesen, seien auch manchmal zurückgeworfen worden — „aber das hat nichts zu sagen, ihr werdet sehen, wir gehen wieder vorwärts!" Kathrins Blicke hetzten über die Zeilen: weiter, weiter ... Frieda starrte über ihre Schulter, sie sog begierig jedes Wort des Bruders in sich hinein: Ach, er lebt, der Heinrich, er ist gesund, sie gehen vorwärts ...

Und dann, wie nebenbei mitgeteilt: Sie hätten in einem Dorf Partisanen aufgestöbert, hätten das ganze Nest ausgeräuchert, die Einwohner an die Wand gestellt. — „Liquidieren" nannte man das in diesem Kriege.

Kathrin ließ das Blatt sinken, sie mußte sich setzen, ihr Gesicht war weiß wie die Wand. Sie schloß die Augen: Da bellten Maschinengewehre, fetzten in die Leiber von Frauen und Kindern ...

Erschrocken umfaßte Frieda die Schultern der jungen Frau. „Um Gottes willen, was ist dir, Kathrin? Ist dir übel geworden?"

Kathrin öffnete die Augen: Sie saß in der Küche eines deutschen Bauernhauses, draußen schien die Sonne, im Hofe lärmten die Hühner. Dicht vor ihr schwamm das Gesicht der

Schwägerin, aber nur wie aus weiter Ferne hörte sie die Stimme:

„Wie du dir auch alles zu Herzen nimmst! Das ist nun mal nicht anders im Kriege. Ich verstehe dich gar nicht. Denk bloß mal, was die machen, die Russen! Die Partisanen! Schießen aus dem Hinterhalt —“

Kathrin starrte mit einem Ausdruck von Entsetzen in das runde, gesunde Gesicht. Sie sprang auf, lief aus der Küche, die Treppe hinauf, in ihr Zimmer, verschloß die Tür. Sie warf sich über das Bett und schluchzte, sie biß in die Kissen: Mörder, verfluchte Mörder!

Plötzlich richtete sie sich auf und glättete den Brief: Weiterlesen, alles lesen, bis zum Ende!

Sie las: Eine Frau mit einem Kind auf den Armen war auf die Soldaten zugelaufen — so eine Blasse, Blonde. Gott, sie hatte ihm ja leid getan, aber — Befehl ist Befehl!

Gott, sie hatte ihm ja leid getan ...

Aus dem winzigen Fünkchen Haß, das in jener ersten Nacht seines Heimaturlaubs aufgeglommen war neben Demut und Angst, schoß eine steile, klare Flamme, die alles verbrannte, was sie noch an diesen Mann band.

Aber es gab einen Menschen, an dem man einen kleinen Teil dessen gutmachen konnte, was die anderen an seinem Volke taten. Nicht eine Sekunde dachte sie daran, daß der Russe in ihr eine von — jenen sehen könnte; er mußte wissen, daß sie nicht zu den Wölfen ge-

hörte, daß keine Gemeinsamkeit mehr war zwischen ihr und dem Mann, dessen Namen sie trug.

Kathrin ging zurück in die Küche, kalt und still, und warf den Brief ins Herdfeuer. Als die Schwägerin auf sie losfuhr: ob sie verrückt geworden sei — sie, Frieda, habe den Brief doch noch gar nicht zu Ende gelesen —, wandte Kathrin sich um, sah die Frau von oben bis unten an und sagte: „Es lohnte auch nicht. Der Rest war nur für mich bestimmt." Und ohne Übergang: „Von heute ab ißt Alexej bei uns mit am Tisch."

Minutenlang war die Schwägerin starr, sie verstand nicht; ihr Gesicht wechselte die Farbe.

Kathrin lehnte sich an den Tisch: Du darfst keine Angst haben! Sie stand ganz fest, der Sturm konnte sie nicht umwerfen. Und der Sturm war schrecklich. Die Schwägerin stemmte die Arme auf die massigen Hüften, sie schrie, den Hals gereckt, der anderen ins Gesicht: „Dir geht's wohl nicht gut, was? Du bist wohl ganz und gar verrückt geworden?! Der Iwan soll mit an unserem Tisch essen? Nie, sage ich dir, nie! nie! In meinem Haus nicht! Der kommt nicht in mein Haus, verstanden? Das wirst du nicht erleben! Was meinst du denn, was Heinrich —"

Mit herrischer Handbewegung schnitt Kathrin der Frau die Rede ab. „Was Heinrich dazu sagt, ist mir gleichgültig!"

Frieda verschlug es den Atem.

„Nie!" keuchte sie, sinnlos vor Wut. „Nie, nie!"

Kathrin sagte eisig: „Ich bin die Herrin im Hause, nicht du! Du wirst hier nur geduldet, verstehst du mich? Lange genug hast du mich herumkommandiert — jetzt ist Schluß, endgültig Schluß! Ich habe hier zu bestimmen, und ich sage, daß der Russe mit uns am Tisch ißt. Wenn es dir nicht paßt, kannst du ja gehen."

Die junge Frau stand straff aufgerichtet, den Kopf hoch erhoben, daß die Schwägerin erkannte: Eine neue, eine verwandelte Kathrin hatte sie vor sich, die Herrin des Hauses, endlich und unabänderlich die Herrin. Ihre Stimmung schlug um von Wut in Wehleidigkeit; sie begann zu heulen, sie saß zusammengekauert am Tisch und schluchzte: „So wird einem alles gedankt, was man für den Hof getan hat ... Da hat man sich abgerackert — und dann das! Tag und Nacht hat man sich Sorgen gemacht — und dann wird man so einfach vor die Tür gesetzt."

Kathrin betrachtete sie ohne Mitleid. „Niemand setzt dich vor die Tür, Frieda. Ich will nur nicht, daß du mir befiehlst, was ich zu tun und zu lassen habe. Das weiß ich selbst. Ich bin kein kleines Kind, ich brauche deine Befehle nicht."

Frieda hob den Kopf, ihr Gesicht war fleckig und aufgeschwemmt von Tränen.



„Kathrin", jammerte sie, „wie kannst du bloß so zu mir sein! Ich habe doch immer nur das Beste für dich gewollt ..." Und ganz kleinlaut, da sie sah, daß ihre Worte von Kathrin abprallten: „Ich will dir ja auch nicht mehr reinreden. Mach, was du willst, bloß", und sie wurde schon wieder erregt, „bloß laß den Iwan hier nicht ins Haus. Kathrin, was werden die Leute im Dorf dazu sagen —"

„Bei vielen", erwiderte die junge Frau, „essen die Gefangenen mit am Tisch. Sie arbeiten doch auch mit uns zusammen. — Es bleibt bei dem, was ich gesagt habe." Nun wußte Kathrin zwar, daß nur bei den Meinhardts der Gefangene ins Haus gelassen wurde, aber sie wußte auch, daß Frieda vor allem wegen „der Leute" beruhigt werden mußte.

Kathrin ging. Hinter ihr blieb das Schnaufen und Schluchzen, das lauernd verstummte, sobald sich die Tür hinter ihr geschlossen hatte.

Auf der Tenne reinigte Alexej den Pflug. Er kauerte am Boden und rieb an der Pflugschar; leise summte er zwischen den Zähnen eine Melodie, eine schwermütige Weise. Die Frau lauschte. Dann trat sie zu dem Mann und legte ihm die Hand auf die Schulter. Er blickte auf. Er wußte sofort, daß etwas Entscheidendes geschehen war.

Kathrin sagte: „Du sprichst Deutsch, Alexej. Ich weiß es. Der Gefangene bei Meinhardts

hat gesagt, daß die meisten von euch es in der Schule lernen. Ich verrate dich nicht. Das glaubst du doch nicht, daß ich dich verraten werde. Du verstehst mich doch, nicht wahr?" Sie hielt inne.

Seine tiefblauen Augen forschten in ihrem Gesicht. Er nickte.

„Du brauchst keine Angst zu haben, Alexej. Ich habe auch keine Angst. Eigentlich ist das alles gar nicht so schwer, wie ich immer gedacht habe. Du sollst jetzt auch immer bei uns mit am Tisch essen." Sie stockte. Das klang, als wolle sie ihm ein Geschenk machen; das hatte sie gar nicht so sagen wollen. Was hatte sie überhaupt sagen wollen? Verwirrt schaute sie auf zu dem Mann, der sie um Haupteslänge überragte. Sie suchte in seinem Gesicht zu lesen. Du verstehst, das ist kein Geschenk, das ist selbstverständlich, nicht wahr?

Der Russe sagte langsam: „Ich danke dir, Kathrin."

Sie hörte zum ersten Male seine Stimme deutsche Laute sprechen. Das Wunder geschah: Ein Stummer wurde plötzlich der Sprache mächtig.

Sie ergriff seine Hand, weil sie wußte, daß er sie verstanden hatte — nicht die Worte allein, sondern das, was sie nicht in Laute und Silben umgesetzt hatte.

„Komm", sagte die Frau.

In der Küche deckte Kathrin den Tisch,

rückte Alexej den Teller zurecht und legte den Löffel daneben, so sorglich, als täte sie es für den Gatten, der heimgekehrt war nach langer Irrfahrt.

Friedas Platz blieb leer.

Der Russe blickte stumm auf den blanken Teller, den unbesetzten Stuhl an der Stirnseite des Tisches, dann auf Kathrin. Sie spürte den Vorwurf, beschämt ging sie, die Schwägerin zu suchen.

Sie fand Frieda in ihrer Kammer, das runde Gesicht entstellt von Jammer und Wut. Am liebsten hätte Kathrin sie gelassen, wo sie war, aber der Russe und seine stumme Bitte waren stärker als ihre Rachsucht, deren sie sich mit einem Male schämte. Sie zwang sich zur Milde der tief Gekränkten gegenüber, redete ihr zu, ja entschuldigte sich sogar, als Frieda, die unerwartete Nachgiebigkeit der anderen ausnützend, sich nun erst recht bockbeinig stellte.

Da Kathrin aber nicht ohne die Schwägerin in die Küche zurückkehren wollte, bot sie ihre ganze Überredungskunst auf; mit der war es freilich schlecht bestellt, denn die junge Frau hatte nie die Gabe besessen, andere Menschen zu etwas zu überreden, hatte es auch nie versucht. So sagte sie denn auch manches Ungeschickte; weil Frieda aber ein echtes Bitten heraushörte, ließ sie sich endlich bewegen, mitzukommen und sich mit dem Russen an einen Tisch zu setzen.

Es kostete die herrische Frau schwere Überwindung, dem Gefangenen gegenübersitzen zu müssen, ohne daß sie, die Befehlsgewohnte, aufspringen und mit der Faust auf den Tisch schlagen und den Eindringling hinausweisen durfte. So aß sie in verbissenem Schweigen, blickte nicht einmal von ihrem Teller auf und tat, als sei der Fremde gar nicht vorhanden. Kaum hatte sie den letzten Bissen geschluckt, stand sie auf und ging hinaus.

Im Hausflur machte sie sich mit den Milchkannen zu schaffen, lauernd, ob die beiden da drinnen miteinander sprächen.

Aber es blieb still in der Küche, und gleich darauf kam auch der Russe in den Flur. Als Frieda, streitlustig, sich vor Alexej aus der Tür drängte, gerade als er hinaus wollte, trat er mit einer höflichen Geste zurück und ließ ihr den Vortritt. Frieda drehte sich um mit bösem Blick. Das Gesicht des Russen war verschlossen, und in seinen Augen lag ein Ausdruck, vor dem Frieda die Lider senkte und sich hastig abwandte.

Kathrin stand in der Küche und sang, während sie das Geschirr abwusch, sang wie seit ihren Mädchenjahren nicht mehr.

Am Abend wusch sie ihr Haar mit Kamille, wie Trude ihr geraten hatte.

„Herrgott, du wirst aber eitel!“ stichelte die Schwägerin.

Kathrin sagte so gleichmütig wie möglich: „Das Haar ist so strohig, schließlich muß man

es auch ein bißchen pflegen. Und ich kann nicht extra zum Friseur in die Stadt rennen."

Erst als sie das triefend nasse Haar ausgedrückt und ein Handtuch um den Kopf gewunden hatte, wagte sie einen Blick in das Gesicht der Schwägerin. Die saß mit gespreizten Beinen, die Hände über dem Bauch gefaltet, und betrachtete die Junge mit vorgeschobener Unterlippe.

„So, so", sagte sie nach langem Schweigen bedächtig. „So, willst das Haar ein bißchen pflegen, kannst nicht extra zum Friseur rennen." Sie machte eine, wie ihr schien, bedeutungsvolle Pause. „Nun, und dann sag mir bloß mal, warum du dich ausgerechnet jetzt so schön machen mußt, he?"

Sie war zu plump gewesen; das helle Mißtrauen sprang ihr aus den Augen, daß auch eine weniger Befangene als Kathrin ihr die Gedanken von der Stirn hätte lesen können.

Kathrin wandte sich zum Ausguß und schüttete das Wasser hinein, spülte sehr sorgfältig nach – all das dauerte so lange, daß sich der Schreck in ihr senken konnte und wenigstens aus den Zügen gewischt war.

Lügen, dachte Kathrin, jetzt einfach lügen ... Sie hatte oft gelogen, meist aus Furcht, wegen einer Ungeschicklichkeit gescholten zu werden. Die Flucht in die Lüge war für sie, wie für viele, die zu Demut und Gehorsam gepreßt werden, die einzige Möglichkeit, sich die Ruhe zu verschaffen, hinter

der sie sich, wie hinter herabgelassenem Visier, gegen die laute, feindliche Umwelt abschloß. Niemals aber hatte sie mit vollem Bewußtsein und um eines selbstsüchtigen Zweckes willen gelogen; sie kannte keine List.

Jetzt aber, als sie dem erwachenden Mißtrauen der Schwägerin entgegentreten mußte, wurde sie listig, und nichts Unsicheres war in ihrer Verschlagenheit.

„Heinrich hat schon immer gesagt, ich solle mein Haar öfter waschen — mit Kamille, damit es Glanz bekommt. Er hat immer die Zöpfe von der Liesel Weckerling bewundert. Man will doch nicht, daß der eigene Mann nach anderen guckt, nicht wahr?“ Nur ein feines Ohr hätte den falschen Ton in ihrem Lachen herausgehört. „Und wenn er mal wieder auf Urlaub kommt — Augen wird er machen. Meinst du nicht auch?“ Sie plapperte drauflos, von der Liesel Weckerling und von Heinrich bunt durcheinander, und ihre Stimme klang dabei so aufrichtig, der Blick, der ihre Worte begleitete, war so voll Zärtlichkeit und Freude an der Überraschung für den Mann, daß auch eine weniger leicht zu täuschende Frau als Frieda sich hätte übertölpeln lassen.

Oh, Kathrin wußte gut, womit man das Mißtrauen der Schwägerin einschläfern konnte. Während die junge Frau ihr Haar trockenrieb und bürstete, schwatzten sie von Heinrich, und Frieda fand kein Ende, seine Vorzüge herzubeten, seine Kraft und Umsicht

zu loben und mit glucksendem Lachen von seinen drolligen Einfällen zu erzählen: Als kleiner Junge schon ...

Endlich konnte Kathrin dem qualvollen Gespräch entfliehen. In ihrer Schlafkammer stand sie dann eine Stunde vor dem Spiegel im Nußbaumrahmen und kämmte ihr Haar, bis es schulterlang, licht und locker über den Nacken fiel.

Ganz jung stand ihr Gesicht in dem blaßgoldnen Rahmen, in dem rötliche Fünkchen aufsprühten bei jeder Kopfwendung unter dem matten Lampenlicht.

Als am anderen Tag der bewundernde Blick des Russen über ihren Scheitel fuhr, war sie stolz und glücklich.

VII

Lauer Wind ging über das Feld. Unter der Pflugschar brach die Erde in glänzendbraune Schollen; herb und würzig stieg der Duft des Bodens auf. Der Russe ging hinter dem Pflug, und die junge Frau führte das Pferd — Furche auf, Furche ab.

Fern verhallten zwölf Glockenschläge von der Dorfkirche: Kathrin und Alexej lagerten am Feldrain und aßen, was die junge Frau mitgebracht hatte. Sie reichte dem Mann den Steinkrug mit Kaffee. Ihre Hände berührten

sich, Kathrin errötete, aber sie zog ihre Hand nicht zurück; sekundenlang ruhten ihre Finger nebeneinander auf dem kühlen braunen Krug. In ihrem Lächeln war kein Schimmer von Vertraulichkeit.

Als Alexej sich erheben wollte, machte Kathrin eine Gebärde: Bleib sitzen.

Er streckte sich im Grase aus, die Arme im Nacken verschränkt, und sah mit halbgeschlossenen Augen in den Himmel, der sich seidigblau wölbte und unendlich hoch.

Kathrin saß daneben, die Hände über den Knien gefaltet, den Rock streng bis über die Knöchel gestrichen, und betrachtete verstohlen das Gesicht Alexejs.

„Du hast Heimweh, Alexej", sagte sie traurig.

Der Mann wandte ihr den Kopf zu.

„Ja", sagte er.

Sie senkte die Lider. Natürlich, dachte sie, wie sollte er auch nicht Heimweh haben? So weit fort von Rußland, von seinem Dorf, von seiner Mutter – was weiß ich, nach wem sonst er sich noch sehnt?

„Du möchtest nach Hause, nicht wahr? Heute noch, jetzt gleich?"

„Ja", sagte er schnell und laut, aber er hatte nur deshalb so schnell und laut gesprochen, um die Stimme in seiner Brust zu übertönen, die flüsterte: Nein, noch nicht. Nicht heute. Nicht jetzt gleich.

Der Schmerz, der die Frau durchfuhr, war

so scharf, daß der Russe ihn spürte, als habe er die gleiche Wunde empfangen.

Sein Blick umschloß die schmale Gestalt, die keine drei Schritt von ihm entfernt kauerte. Nur das Bündel Kleider hielt sie noch zusammen, ohne die müßte sie gleich in sich zusammensinken, so ausgehöhlt war sie von dem fressenden Schmerz. Ganz scharf und klar sah Alexej ihr weißes Gesicht, das auch die Aprilsonne nicht bräunen konnte, und er merkte zum ersten Male, daß Kathrin schön war, von jener Art Schönheit, die nicht auffällt.

Er ergriff Kathrins Hände, und er sagte: „Ja, ich habe Heimweh. Ja, ich möchte nach Hause. Aber —"

Er zögerte. Sie hatte ihm schon ihre Hände entzogen und mit heftigem Ruck den Kopf abgewandt. Unvermittelt sagte sie, ohne ihn anzusehen: „Du hast mir noch nie von deiner Heimat erzählt. Ich weiß gar nichts von dir —" Das klang wie ein Vorwurf.

Alexej hob die Schultern, sein Gesicht war wieder verschlossen und stumpf; er sagte rasch und tonlos: „Da gibt es nichts zu erzählen. Jetzt nicht mehr. Früher war es schön, zu Hause, meine ich — das Dorf ... Aber jetzt —"

Er schwieg. Er hatte die Frau nie gehaßt, er haßte die Deutschen nicht, nicht alle, nur die Wölfe. — Er war jung und hatte von Kindheit an gelernt, daß es in Deutschland wie in

jedem anderen Land der Erde Arbeiter gab, die unterdrückt wurden und gegen die Unterdrückung kämpften; er hatte gelernt, daß man diese Menschen achten müsse, daß man mit ihnen verbunden sei durch die gleiche Idee, weil sie nach einem Ziel strebten, das er und die anderen Menschen seines Landes schon erreicht hatten. Alles das war ihm so selbstverständlich gewesen wie die Erde und die Sonne und die Häuser seines Dorfes; er hatte nie daran gezweifelt.

Dann war der Krieg gekommen. Er hatte sein Dorf verlassen und war Soldat geworden. Später hatte er seine Heimat wiedergesehen. Es war im Oktober des Jahres 1942, er konnte sich noch genau des Tages entsinnen, es war der siebenundzwanzigste Oktober, und er stand vor dem, was einst sein Dorf gewesen war.

Lange hatte er vor dem grauen Schutthaufen gestanden, in den sich das Haus seiner Eltern verwandelt, und er hatte keinen Schmerz verspürt.

Nur eine große Leere war an der Stelle geblieben, wo sonst der Schmerz sitzt.

Er hatte seine Eltern nicht mehr gefunden, auch die Schwester nicht, die die dicksten Zöpfe und die weißesten Zähne gehabt hatte von allen Mädchen im Dorfe.

Er war noch so jung — eben vierundzwanzig Jahre —, aber sein Haß hatte sich niemals unterschiedslos gegen alles gerichtet, was

deutsch war. Er kämpfte gegen die Wölfe, aber er vergaß niemals die Lehren aus seiner Jugendzeit — ja, gerade nach diesem Oktober 1942 klammerte er sich noch fester, noch gläubiger an diese Lehren: daß es in jenem Deutschland Arbeiter gab und daß es unter diesen Arbeitern Genossen gab.

Dann war er den Deutschen in die Hände gefallen: mit einem Streifschuß am Kopf, geschwächt vom Blutverlust. Sie hatten ihn durch ihre höllischen Gefangenenlager geschleppt. Sie hatten ihn auf diesen Hof mitten in Deutschland gebracht.

Da war diese Frau gewesen, die stille, blonde, und er hatte sie nicht gehaßt. Sie gehörte gewiß nicht zu denen, die man Genossen nannte; sie wußte wahrscheinlich wenig oder gar nichts von ihnen, sie hatte sich sicherlich nie um ihren Kampf gekümmert — aber sie gehörte auch nicht zu den Wölfen. Das hatte er gespürt vom ersten Tage an, damals, als er, im Hof wartend, aufgeblickt und ihr blasses, erschrockenes Gesicht hinter der Fensterscheibe gesehen hatte. Und mit jedem Tage war die Gewißheit in ihm stärker geworden, daß diese Frau gut war, daß in ihr eine Kraft schlummerte, die, einmal geweckt, sie lieben und hassen lehren konnte.

Er hätte in diesem Augenblick, da er stumm neben Kathrin saß, nicht zu bestimmen gewußt, wie all das andere gekommen war: von der Hilfe für die Hilflose bis zu der tiefen

Zuneigung zu ihr. Er würde es nie zu bestimmen wissen.

Sein Glaube an sie war so fest und selbstverständlich, daß ihn ihre sichtbare Wandlung nicht einmal überrascht hatte; ganz klar hatte er ihren Weg gesehen, der bei dem „Vielen Dank, Alexej“ begann und hinführte zu dem „Komm!“, mit dem sie gestern seine Hand ergriffen und ihn ins Haus, in ihr Haus, geführt hatte. Aber dieser Weg war noch nicht bis zum Ende gegangen, und deshalb mußte er ihr doch alles erzählen.

„Und wie ist es jetzt, Alexej — zu Hause?“

Kathrin saß und hörte, und während der Mann leise erzählte, sorgsam Wort an Wort reihend, daß ihm nicht das gläserne Gebäude seiner Beherrschung einstürze, rückte sie ihm näher, unverwandt auf seinen Mund starrend, der mühsam, aber deutlich die deutschen Silben formte.

„Natalja hieß meine Schwester“, sagte der Mann. „Wir nannten sie Natascha. Wie sie lachen konnte! Wie sie singen konnte! So sang keine andere im Dorf —“ Er schluckte, da lief doch ein Sprung durch die gläserne Wand, die er zwischen sich und seiner Erzählung aufgerichtet hatte. „Ich weiß nicht, was aus ihr geworden ist. Vielleicht haben die sie erschossen. Vielleicht haben die sie nach Deutschland verschleppt, als Fremdarbeiterin.“

Sie hatte keine Angst mehr; sie legte dem Russen den Arm um die Schulter, mit einer so

einfachen und herzlichen Gebärde, die Worte überflüssig machte. Sie schwiegen lange, aber ihr Schweigen hatte nichts Bedrückendes.

Endlich sagte Kathrin, und ihre Stimme war so ruhig wie die des Russen, sie setzte die Worte so sorgsam wie er: „Der Bauer“, nein, sie sagte nicht „mein Mann“, „der Bauer hat geschrieben. Sie haben die Einwohner eines ganzen Dorfes erschossen, mit Maschinengewehren.“

Der Russe nickte, seine Augen waren schwarz vor Schmerz und Zorn, als habe sie ihm gesagt: Deinen Vater, deine Mutter, deinen Bruder haben sie an die Wand gestellt.

Kathrins Hand glitt von seiner Schulter, sie rief verzweifelt: „Warum haßt du mich nicht? Du mußt mich doch hassen! Warum schlägst du mich nicht tot? Ich bin doch eine von denen —“ Sie weinte. Ihre mageren Schultern zuckten.

„Nein“, sagte Alexej, „nein, nein, du gehörst nicht zu denen, du nicht.“ Er zögerte, dann sprach er es doch aus: „Katja, Gute —“ Er zog sie in seine Arme, und ihre Tränen zerflossen zu dunklen Flecken auf seiner abgetragenen Feldbluse.

Alexej saß still, er fuhr ihr behutsam mit seiner großen Hand über den Kopf. Sie spürte die rauhe Haut seiner Finger auf ihrem Gesicht.

Sie blickte sich nicht um, sie hatte keine Furcht, von Nachbarn gesehen zu werden.

Sie gingen wieder an die Arbeit.

Der Russe lenkte den Pflug, die Frau führte das Pferd, Furche auf, Furche ab.

Der Kriegsgefangene und die Bäuerin saßen seit jenem Tage allabendlich im Hof auf dem umgestürzten Trog neben der Pumpe und sprachen und schwiegen miteinander. Es gab viel Arbeit im Mai, die Zeit drängte, aber sie fanden trotz ihrer Erschöpfung immer diese eine Stunde, für die sie die dreiundzwanzig anderen Stunden des Tages lebten. Sie nannten das, was sie füreinander empfanden, Freundschaft, und sie glaubten zeitweilig sogar daran, daß es Freundschaft sei.

VIII

Trotz aller Offenheit, mit der Kathrin und Alexej sich morgens grüßten, tagsüber miteinander sprachen, ließen sie doch bei ihren abendlichen Zusammenkünften keine Vorsicht außer acht. Sie benutzten jene Stunde, in der Frieda zu ihrer Busenfreundin, der Weckerling, hinüberging, und sie trennten sich, sobald sie vom Nachbarhof Türklappen und Stimmen hörten, die Friedas Rückkehr ankündigten.

Eines Abends aber blieb Frieda zu Hause. Alexej und Kathrin saßen am Tisch und warteten darauf, daß die Frau gehen möge. Aber



die — mochte sie sich nun mit der Weckerling gezankt haben oder sich nicht recht wohl fühlen — machte keine Anstalten fortzugehen. Schweigend saßen die drei, während die Dämmerung in die Winkel kroch und die Umrisse der Möbel auslöschte.

Der Russe und die junge Frau wechselten einen Blick. Sie erhoben sich wie auf Vereinbarung, gingen auf den Hof hinaus und setzten sich auf den Trog — die Schwägerin starrte ihnen nach vom Küchenfenster aus, das Gesicht rund und dumm vor Verblüffung.

Sie begriff nichts. Kathrin war ihr ein gefährliches Rätsel geworden; dieselbe Kathrin, die einst so klein und geduckt durch das Haus geschlichen, die willig und mit Demut Friedas Anordnungen befolgt hatte — dieselbe Kathrin war ruhig und ohne ein Wort der Erklärung in den Hof gegangen — mit dem Fremden, mit dem Iwan, dem verfluchten!

Minutenlang erwog Frieda ernstlich die Möglichkeit, die junge Frau könne vielleicht nicht mehr ganz richtig im Kopfe sein; langsam kroch dumpfe Erbitterung in ihr hoch: Warum hockte das Mensch da draußen mit dem Fremden herum, der sie nichts anging? Mehr noch: für den eine anständige Frau nichts als Verachtung haben durfte ...? Wie oft hatte Heinrich ihr gesagt, daß man die Russen gar nicht als richtige Menschen ansehen dürfe — diese Roten, die nur Zerstörung wollten und den Bauern ihre Höfe wegnah-

men und in ihrem Land alle Leute totgeschlagen hatten, die Geld besaßen und ein bißchen Eigenes.

Kathrin und sie, Frieda, und Heinrich — sie gehörten doch auch zu denen, denen die Roten alles wegnehmen würden, wenn sie — Gott bewahre uns! — nach Deutschland hereinkämen. Man mußte das der Kathrin sagen. Es konnte nicht gut ausgehen, wenn man freundliche Worte verschwendete an einen Kerl, der einem — könnte er, wie er wollte — den Hals abschneiden würde.

Als Kathrin später in die Küche zurückkehrte, war Friedas langsam arbeitendes Gehirn endlich auf diesem Punkt ihrer düsteren Überlegungen angelangt: Sie als Schwägerin mußte der Jungen die neuen Flausen austreiben, freilich nicht mit Schelten und Befehlen — damit würde sie gegen den Rappel, den die Kathrin neuerdings hatte, nicht ankommen.

So sagte sie ganz sanft, und sie versuchte, ihre Stimme zu dämpfen und ihr einen Anstrich von Mütterlichkeit zu geben: „Hör mal, Kathrin! Ich habe mit dir zu reden."

Die junge Frau, im Ohr noch die weiche, dunkle Stimme des Russen, hörte den unechten Ton heraus, der in den Worten der Schwägerin mitschwang.

„Was gibt's?" fragte sie nachlässig über die Schulter hinweg.

Frieda ließ sich nicht abschrecken. Sie saß auf dem Küchenstuhl, ihre Hüften quollen

über den schmalen Holzsitz, sie angelte mit dem Fuß nach einem niedrigen Schemel und zog ihn auf den Fliesen zu sich heran.

„Setz dich mal zu mir, du!"

Widerwillig fügte sich Kathrin; sie hätte jetzt ihre Ruhe haben mögen. Mit einem verhaltenen Seufzer setzte sie sich auf den Schemel, den Kopf gesenkt, daß ihr Gesicht im Schatten des schweren Küchentisches blieb; nur ihr blonder Scheitel glänzte im Licht.

Frieda war nie sorgsam in der Wahl ihrer Worte gewesen; sie verstand es nicht, sich zu den Gefühlen anderer Menschen vorzutasten, sie brach plump in die innersten Bezirke ein. Schon nach den ersten Worten hatte ihre Stimme den flüchtigen Anstrich von Mütterlichkeit verloren; die derbe Frau gebrauchte derbe Ausdrücke, die Empörung ging mit ihr durch. Böse und geschwätzig kramte sie alle ihre Bedenken aus, die sie vorhin zusammengetragen, sie ließ ihrem Ärger freien Lauf, der sich beim Horchen hinter dem Fenster aufgespeichert hatte, erregte sich an ihren eigenen Worten, daß sie schließlich die mühsam bewahrte Gewalt über ihre Stimme verlor und in ihr polterndes Schelten verfiel, als sei sie noch die Herrin im Hause und Kathrin noch das fröstelnde, scheue Ding wie ehemals.

Angestrengt spähte sie dabei Kathrin ins Gesicht; aber die hatte die Schultern hochgezogen, und auf ihren Zügen, die im Schatten zu einem gelblichblassen Fleck ver-

schwammen, waren weder Zustimmung noch Ablehnung zu lesen.

„Ja, zum Teufel, hörst du mir denn überhaupt zu?“ unterbrach sich Frieda.

Das Licht auf dem blonden Haar flammte stärker auf; Kathrin hatte fast unmerklich den Kopf geneigt.

„Nun sag doch bloß mal, was du an dem Kerl gefressen hast. Was sollen die Leute denken, wenn sie dich mit dem auf dem Hof sitzen sehen! Man muß sich die Augen aus dem Kopf schämen für dich! Eine deutsche Frau — und verschwendet auch nur ein Wort an den Iwan. Schlimm genug, daß er schon hier mit im Haus ißt, wo er doch von Rechts wegen in die Scheune gehört — der ...“

Endlich hob Kathrin den Kopf. Sie hatte die Zähne in die Unterlippe gegraben, und in ihren wasserhellen Augen sprühten grüne Pünktchen.

Frieda verstummte.

Kathrin preßte die Hände zwischen den Knien zusammen; sie sagte sehr leise, sehr beherrscht: „Das verstehst du nicht, Frieda. Alexej ist gut und hilfsbereit. Man kann ihn nicht in die Scheune sperren wie ein Tier. Du möchtest ihn antreiben wie einen Sklaven, am liebsten mit der Hundepeitsche; dir tut es leid um jeden Bissen, den du ihm geben mußt. Fühlst du denn wirklich gar nicht, wie grausam und ungerecht das ist? Er ist doch ein Mensch wie wir!“

Klatschend schlug Frieda mit der flachen Hand auf den Tisch.

„Das ist er eben nicht!" Ihre Stimme überschlug sich, ihre Wangen bebten vor Zorn, und in ihren Augen glänzte ein böses Licht. „Die Russen sind keine richtigen Menschen, sie sind dumm und dreckig und grausam und verlaust —" Ihr Mund klappte zu, ihre Lippen wölbten sich, rund und dumm.

Auf Kathrins Gesicht blühte ein Lächeln auf, wurde zum Lachen, ganz heiter und herzlich: Nein, das konnte man ihr nicht weismachen — Frieda nicht und Heinrich nicht und alle Leute im Dorf nicht. Alexej war gut und klug, und sauber war er wie nur einer, und warum sollten die anderen Russen nicht auch so oder ähnlich sein? Denn daß ausgerechnet auf ihren Hof solch ein Ausnahme-Russe gekommen sein sollte — nein, das war ein zu alberner Gedanke!

Verständnislos starrte Frieda in Kathrins gerötetes Gesicht, und plötzlich entdeckte sie etwas Neues darin: Die Haut war nicht mehr fahl und grau, sondern hatte einen gesunden, milchigen Schimmer; die Lippen, die sie sonst zu einem dünnen Strich zusammengekniffen hatte, wölbten sich voll und in lebendigem Rot... Aber diese äußere Wandlung war es nicht allein, die mit einem Male Friedas Mißtrauen weckte: Es lag ein ganz eigener Glanz in Kathrins Augen, der aus dem Inneren zu kommen schien und die andere verwirrte.

Frieda fragte hastig und gedämpft: „Kathrin, hast du was mit dem?“ und war im gleichen Augenblick entsetzt über ihre Frage.

Die junge Frau hob die Arme, ihre Hände flatterten hilflos, ihr „Nein, nein, nein!“ zitterte von so tiefem Erschrecken, ihre Abwehr war so echt, daß die Schwägerin sofort überzeugt war: Das würde sie nie tun! Sie schämte sich ihres Gedankens. Kathrin war doch eine deutsche Frau, war die Frau ihres Bruders — wie konnte man solch einen Verdacht überhaupt erwägen? Das war lächerlich, das war wahnsinnig, das war ganz und gar unmöglich!

„Entschuldige“, stammelte die Frau, „ich wollte nicht — also, wirklich —“

Kathrin war schon aufgestanden und hatte den Raum verlassen.

Frieda blieb in tiefer Bestürzung zurück. Wie hatte sie so etwas nur sagen können? Wenn das der Heinrich wüßte. Ogottogott ... Sie zupfte aufgeregt an ihren dicken roten Fingern, erhob sich schwerfällig und wanderte unruhig zwischen Wand und Tisch auf und ab. Jetzt war die Kathrin natürlich tödlich gekränkt. Wenn sie das dem Heinrich schriebe! Ach, du lieber Himmel — das Donnerwetter! Sie mußte das gutmachen, unbedingt: Das mußte sie wiedergutmachen!

Mit einem tiefen Seufzer ließ sich die schwere Frau auf den Stuhl fallen, die runden braunen Augen ratlos aufgerissen. Nie wieder würde sie so etwas sagen — sollte die Kathrin

von dem Menschen faseln, was sie wollte. Gut, sie hatte eben einen Rappel, das konnte man nicht ernst nehmen — aber das andere, Herrgott! Nein!

Und in ihrer Verwirrung und Angst nahm sich Frieda Marten ganz fest vor, nie wieder darüber zu nörgeln, daß der Russe an ihrem Tische mit aß; nie wieder zu schimpfen, wenn die junge Frau mit dem Fremden auf dem Hofe herumhockte. Die spinnt eben, ist schon immer so komisch gewesen, aber im Ernst würde sie sich doch nie mit einem Iwan abgeben ...!

Lange noch saß die Frau in der Küche, mit hängenden Schultern und unruhigen Händen, und sie sorgte sich und grübelte in dieser einen Stunde mehr als sonst in einer ganzen Woche ihres lauten, tätigen Lebens.

Kathrin hatte sich inzwischen durch den dunklen Flur zur Treppe getastet, aber auf der letzten Stufe verhielt sie den Schritt: Jetzt nicht in die Kammer, jetzt nicht unter die dumpfen Federkissen! Sie kehrte um, stieg, auf das Geländer gestützt, die Treppe wieder hinab und ging über den Hof zur Scheune.

Alexej zögerte nicht, als die Frau in der Tür stand und ihm winkte.

In fahlem Licht dämmerte der Hof. Eine Riesenhand hatte die drei schwarzen Würfel geworfen: Stall und Scheune und Haus, in dem zwei mattgelbe Augen blinkten. Die Pappel am Zaun stieß wie eine dunkle Flamme

steil in die Nacht. Verschlafene Vogellaute. Irgendwo im Dorf heulte ein Hund, ein anderer gab Antwort, minutenlang riß ihr Gekläff Fetzen in die samtene Stille, dann ertrank es in der tiefblauen Weite. Nichts blieb als das dumpfe Brummen der Kühe, gedämpftes Kettenklirren und der müde Hufschlag eines Pferdes.

Sie gingen nebeneinander über die Straße, an zwei, drei Gehöften vorüber; dann waren sie schon bei den Feldern. Ihre Schultern berührten sich, als sie sich auf dem schmalen Rain dicht beieinander halten mußten. Da war rechts die Viehkoppel, die Drähte spannten sich wie silberne Saiten von einem Pfosten zum anderen.

Ein Graben trennte die Koppel von den angrenzenden Kleefeldern; träge blinkte das Wasser. Sie suchten nicht die Bohlenbrücke. Alexej sprang hinüber und streckte Kathrin die Hand entgegen. Sie stützte sich schwerer auf ihn, als nötig gewesen wäre; es tat gut, die Wärme und Kraft seiner Hände zu spüren.

Sie setzten sich in das Gras, das schon feucht war vom aufsteigenden Nebel. Die Nächte im Mai sind noch kühl; Kathrin zog fröstelnd die Knie an. Wortlos hängte der Russe ihr seine Jacke über die Schultern.

Sie hatten keine Silbe gesprochen auf dem Weg; es war eine seltsame Übereinstimmung zwischen ihnen, als denke einer die Gedanken des anderen. Endlich sagte Kathrin: „Du mußt

das alles wissen, Alexej.“ Sie wandte ihm den Kopf zu, ihr Gesicht war ganz weiß im Mondlicht. „Nie habe ich ein Wort gegen sie sagen dürfen. Immer hatten sie recht, und ich mußte still sein zu allem. Sie waren nicht schlecht zu mir — das mußt du nicht denken, Alexej —; grob sind sie, aber nicht schlecht, nur so laut, so laut ...“ Sie preßte die Fäuste auf die Ohren, als gellten dicht neben ihr diese lauten Stimmen; dann sprach sie mit steigender Erregung weiter: „Er hat mich nie geschlagen, aber manchmal wäre es mir lieber gewesen, er hätte es getan — das wäre ja noch leichter zu ertragen gewesen als seine Verachtung. Er hat über mich weggesehen, immer hat er nur mit Frieda gesprochen und mit ihr alles beraten; wenn er Sorgen hatte, ist er nie zu mir gekommen — immer die andere ...“ Kathrin unterbrach sich, auf ihrem schmalen Gesicht brannten rote Flecke. Alles mußte sie dem Mann sagen, alles vom Herzen heruntersprechen. Sie fuhr fort, und ihre Stimme flakkerte: „Wie irgendein Haustier war ich, das man eben mit in Kauf nahm, das man mit einer Handbewegung aus dem Zimmer scheuchen konnte ... Ich war ja gar kein Mensch für ihn — er ist so gesund und so stark, er lacht so viel und so laut ... Und warum hat er mich überhaupt genommen, warum?“ Sie schlug mit ihrer kleinen Faust auf den Boden, die Jacke war ihr von der Schulter geglitten. „Weil ich ein bißchen Geld hatte, weil ich was

Eigenes mit in die Ehe gebracht habe — ein paar Morgen Land, die er brauchte, damit er sich unter die großen Bauern setzen konnte. Darum nur! Ach —", ihre Stimme brach, sie kämpfte mit den Tränen. „Und Vater hat mich auch los sein wollen — er hat mich nicht liebgehabt. Niemand hat mich liebgehabt, allen war ich im Wege, immer bin ich unnütz gewesen —" Sie rief: „Verschachert haben sie mich!" Ihr war, als habe sie jahrelang nach dem einen Wort gesucht und es endlich gefunden. „Verschachert, verschachert", wiederholte sie langsam. Erschöpft verstummte sie.

Sie lehnte sich zurück, mit einem Male war sie ruhig geworden, ihr Atem ging leicht: Da sie die Last der letzten Jahre von ihrem Herzen gewälzt hatte, war gleichsam ein Strich unter das Vergangene gezogen.

Alexej schwieg. Es war nicht Unbeholfenheit, die ihn die rechten Worte für die Frau nicht finden ließ — dieser selbstsichere Mensch war plötzlich hilflos, erschüttert von der Erkenntnis, daß die Frau sich ganz in seine Hände gegeben hatte, ohne Schonung ihrer selbst und jener Menschen, die sie bisher gelenkt und ihr Leben bestimmt hatten.

Alexej erschrak vor der Verantwortung, die er auf sich genommen hatte, und minutenlang wünschte er verzagt, sie wäre damit nicht zu ihm gekommen. Er spürte, daß Kathrin in diesem Augenblick mit ihrem Vertrauen die Stärkere von ihnen beiden war.

Forschend sah die Frau ihn an: Schwarze Schatten ließen seine breiten Backenknochen noch schärfer hervortreten, und zum ersten Male bemerkte sie in seinem jungen Gesicht zwei Falten, wie von einem Messer eingeschnitten, die von den Nasenflügeln bis zu dem festen schmalen Mund liefen. Kathrin wartete auf ein Wort, sie mußte lange warten, dennoch wurde sie keine Sekunde wankend in ihrem Glauben an den Mann.

Alexej schloß die Augen: Katja, Arme, Gute ... Ohne die Lider zu heben, sah er sie vor sich, aber ihr Bild verschwamm mit jenem, das er von seinem ersten Tag auf dem Hof in Erinnerung hatte: Da glitt sie mit ihren klebenden Schritten dicht an der Hauswand entlang, den Kopf gesenkt, mit gewölbtem Rücken, fröstelnd und schmal, als liefe sie unter dünnfädig-kaltem Herbstregen. Und daneben diese Frieda, ihre Schwägerin, ein massiges Weib mit quellenden Hüften, mit frischem rotem Gesicht und runden braunen Augen — so lebendig, so resolut, so saugrob und so tüchtig ... Oh, er begriff alles.

Aber warum hat sie das alles mir gesagt, dachte er voller Bitterkeit, warum gerade mir, der ich ein Fremder, ein Kriegsgefangener bin, nein, weniger noch? Weiß sie denn wirklich nicht, welches Geschick ihr droht, wenn jemand beobachtet, daß sie mit mir spricht, daß sie hier in der Nacht mit mir an einem Feldrain sitzt, als sei ich ihresgleichen?

Ich habe doch sonst immer meinen klaren Verstand bewahrt, ich habe mir immer zu helfen gewußt, ich kann mich doch jetzt nicht überrumpeln lassen . . . Ich hätte nicht mitgehen dürfen, ich hätte sie nicht anhören dürfen, dachte er — und saß doch neben ihr, kraftlos dem Gefühl tiefer Zuneigung und Zärtlichkeit hingegeben.

Alexej legte seine breite Hand über Kathrins Finger. Kathrin wartete nicht mehr. Sie sagte fast heiter: „Laß uns nach Hause gehen. Es ist sehr spät."

Sie gingen denselben Weg zurück, schweigend, wie sie gekommen, und sie hielten sich bei den Händen.

Der Hof lag schwarz und still, als hätten nie Menschen hier gewohnt. Alexej sagte: „Du mußt mich in die Scheune einschließen", sagte es so sachlich, als kränke ihn diese allabendliche Demütigung längst nicht mehr.

Die junge Frau wog den schweren Schlüssel in der Hand; plötzlich zog ein Lächeln über ihr Gesicht; sie rief: „Ach was, einschließen! Ich pfeife darauf — so!" Sie setzte den Schlüssel an die Lippen und pfiff. „Ich kann es noch — früher haben wir oft geübt, wer am lautesten auf einem Schlüssel pfeifen kann", sagte sie und lachte.

Alexej sah sie verblüfft an.

Plötzlich hob sie sich auf die Zehenspitzen, zog den Kopf des Mannes zu sich herab und küßte ihn auf die Stirn.

IX

Kathrin vergaß Heinrich Marten. Ihr war, als habe es ihn nie gegeben.

Frieda hatte sich mit dem Dasein des Russen abgefunden, widerstrebend zuerst, dann resignierend: So war es, sie konnte es nicht ändern. Sie bespitzelte die junge Frau nicht; wenn überhaupt noch Argwohn in ihr war, so zeigte sie ihn nicht. Es gab auch nichts auszukundschaften, was diesen Argwohn nähren konnte: Die beiden, Alexej und Kathrin, wechselten in ihrer Gegenwart nur selten ein paar Worte, sie waren von ruhiger Freundlichkeit zueinander, es gab keine verstohlenen Blicke und vertraulichen Gesten zwischen ihnen.

Nur einmal hatte Frieda eine erstaunte Bemerkung über die Sprachkenntnisse des Russen gemacht — der Ortsbauernführer hatte doch gesagt, er spräche keine drei Worte Deutsch —, aber Kathrin hatte die Schwägerin schnell beschwichtigt: Alexej sei jetzt mehr als drei Monate auf dem Hof, er lerne wohl sehr leicht und habe sich in dieser Zeit viele deutsche Wörter von den beiden Frauen angeeignet.

So nahm Frieda mit Gleichmut die Gegenwart Lunjews hin, ja, um die Wahrheit zu sagen: Allmählich erwachte in ihr ein an Sympathie grenzendes Gefühl. Seine gleichblei-

bende Ruhe und Freundlichkeit, seine unaufdringliche Höflichkeit und vor allem sein Fleiß blieben nicht ohne Eindruck auf die grobe Frau, obgleich sie es sich niemals eingestanden hätte.

Unwillkürlich dämpfte sie ihre laute Stimme, wenn er in der Küche war, und unter einem Blick seiner hellen Augen konnte sie befangen und unsicher werden. Wäre er nur eben nicht ein Russe gewesen – sie hätte ihn wie ihresgleichen achten und behandeln können.

So verlief das Leben der drei Menschen scheinbar ruhig und friedlich, aber unter der glatten, stillen Oberfläche gärte es, ihnen allen noch unbewußt. Zu stark waren die Leidenschaften, die gewaltsam zurückgedrängt wurden, zu schwach war die aufgezwungene Schranke von Gehorsam und Pflicht und Furcht, die Mensch von Menschen trennte.

Zauberhaft waren diese Junitage, durchwoben mit blaßroten Heckenrosen, durchduftet von Flieder und Jasmin. Die lauen Abende waren erfüllt vom Zirpen der Grillen.

Kathrin und Alexej saßen nebeneinander auf dem Trog an der Pumpe, dicht nebeneinander, als suchte eines die Wärme des anderen. Die klare Nacht saugte ihr mühseliges Gespräch auf, sie verstummten bald, sie lauschten mit gesenkten Köpfen in die bewegte Stille. Fern klang eine Harmonika, die von Liebe und Abschied sang.

Aber die Burschen und Mädchen des Dorfes dachten nicht an Abschied, sie lebten dieser Stunde; der Krieg war weit fort: Kein Geschützdonner, kein Schrei Verwundeter zerriß den Frieden über den Gehöften. Die Burschen und Mädchen fanden sich, das Glück blühte ihnen an den Feldrainen und unter Fliederbüschen.

Versteinert saßen die beiden Menschen an diesen Abenden, sprachen Armseliges von Freundschaft und Vertrauen und fuhren verstört zurück, berührten sich sekundenlang ihre Hände.

Es gab Minuten, da waren sie stolz auf ihre Kraft, da redeten sie sich ein, froh zu sein über die Sauberkeit ihres Zusammenseins. Es gab Stunden, da tobten sie gegen sich selbst, verfluchten ihre Jugend und die Fesseln, die die Umwelt ihnen anlegte.

Zuweilen geschah es, daß der Doppelschritt eines Liebespaares nahte; zwei Schatten glitten am Zaun vorüber, und die Einsamen starrten ihnen nach, bis das Dunkel die Verliebten wieder aufgenommen hatte.

Dann begegneten sich ihre Blicke, ein Funke sprang von Aug zu Auge, ihre Hände fanden sich und lösten sich wieder, zögernd in Hoffnung und Hoffnungslosigkeit.

Wieder allein, quälten sie sich mit Vorwürfen und Vernunftgründen, hin- und hergerissen von Selbstbetrug und Wahrheit, träumten mit offenen Augen, fanden keinen Schlaf.

Kathrin kam aus dem Hühnerstall, mit beiden Händen die Schürze gerafft, in die sie die Eier gesammelt hatte. Sie blinzelte in die Sonne; eben stieß Alexej das Hoftor auf.

Kathrin blieb stehen, bis der Leiterwagen, hochbeladen mit Heu, in den Hof eingefahren war. Die junge Frau kam näher. Der Russe nickte ihr zu und griff auf den Kutschbock hinauf, nach einem Strauß Heckenrosen, der dort lag.

Nie hatte ein Bursche Kathrin Blumen geschenkt. Auch Heinrich Marten gehörte zu den Männern, die es versäumen, am Hochzeitstag oder am Geburtstag ihrer Frau Blumen mitzubringen. Kathrin hatte auch nie Blumen am Kleid getragen, wenn sie in den Krug zum Tanzen gegangen war — und das war ohnehin selten vorgekommen. Es gab ein Wort: „Mädchen, die Blumen am Ausschnitt tragen, darf man küssen, ohne zu fragen.“ Allein deshalb hätte sie sich geschämt, zum Tanz eine Blüte anzustecken. Was hätten die Jungen im Dorf sagen sollen! Sie war sowieso selten zum Tanz aufgefordert worden, und wenn sie wirklich einmal einer geholt hatte, dann meist nur auf einen Wink seines Vaters, der um die Mitgift wußte, die der alte Laws seiner Tochter geben würde.

Mit knabenhafter Unbeholfenheit trug Alexej den Strauß.

Kathrin, die ihre Schürzenzipfel festhalten mußte, hob die Schultern.

„Ach, Alexej, das ist lieb von dir — aber ich kann sie ja nicht nehmen. Die Eier ..."

Er lachte und legte die Blumen in ihre Schürze.

„Vielen Dank, Alexej", sagte Kathrin.

Er sah sie an. Sie trug kein Kopftuch, ihr blondes Haar flimmerte in der Sonne. Er nahm eine der blaßroten Rosen und hielt sie prüfend an ihre Schläfe. Sie verstand und neigte ihm den Kopf zu. Ungeschickt nestelte er an ihrem Haar, während sie errötend stille hielt.

Dann trat er einen Schritt zurück, betrachtete sie und sagte: „Schön, Kathrin. Wirklich schön."

„Ach, du bist albern, Alexej." Kathrin warf die Lippen auf, aber dann mußte sie lachen, und er stimmte ein.

Sie hatten das Klappen der Hoftür überhört. Frau Meinhardt stand vor ihnen. Kathrin verstummte, sie errötete noch stärker vor Verwirrung. Alexej musterte mit fast feindseligem Blick die Fremde. Aber die Meinhardt war ganz unbefangen.

„Hübsch siehst du aus, Kathrin", sagte sie lächelnd. Ihr strenges Gesicht wirkte auf einmal weich und gelöst. Sie schüttelte den Kopf. „Wie die Kinder ..."

Kathrin war keines Wortes fähig. Alexej zog die Schultern hoch. Da sah die Meinhardt ihn an, und Alexej schien es, als schaue sie durch seine Stirn wie durch Glas. Seine Züge

entspannten sich, die Feindseligkeit wich aus seinen Augen — es war gut, einem Menschen zu begegnen. Er grüßte kurz, aber mit Ehrerbietung, wandte sich ab und ging.

Kathrin folgte der Frau ins Haus. Im Flur zog Trude der Jungen die Rose aus dem Haar und legte sie zu den anderen in die Schürze. Kathrin war bestürzt.

„Es ist doch nichts Unrechtes, nicht wahr?" fragte sie verzagt.

Die Meinhardt strich ihr über das wirre Haar.

„Nein, Kathrin, es ist gewiß nichts Unrechtes. Ich habe auch Blumen getragen, als ich jung war. Aber —", und in ihrer Stimme war wieder ein Anflug von Strenge, „die Frieda braucht es nicht zu sehen."

„Soll sie es sehen! Es ist doch nichts dabei!"

Ihr Trotz sank zusammen vor den ernsten dunklen Augen der Älteren. Die sagte ruhig: „Frieda würde das nicht verstehen. Sie hat ja nie einen Liebsten gehabt. Ihr hat doch kein Mann jemals Blumen geschenkt." Sie ging, ehe Kathrin eine Antwort fand, vor ihr in die Küche.

Eine halbe Stunde später begleitete Kathrin die Meinhardt zur Tür. Trude sah, daß Kathrin eine Frage auf dem Herzen hatte, aber sie ermunterte die andere nicht; sie dachte, die müßte selbst den Mut finden.

Sie hatten sich schon verabschiedet, da sagte Kathrin hastig: „Du meinst, Frieda hätte nie

einen Liebsten gehabt. Warum denn nicht? Sie war doch früher sicherlich ganz hübsch."

„Sie hätte wohl einen kriegen können", erwiderte Trude. „Aber sie hat eben den Heinrich zu gern gehabt, wollte nicht fort von ihm, solange keine Frau auf dem Hofe war. Nun, und als er dich dann geheiratet hatte, da war es zu spät für Frieda — sie war Anfang der Dreißig, die Männer in ihrem Alter waren längst verheiratet, und die jüngeren — nun, da hätte sie schon was Eigenes mit in die Ehe bringen müssen."

„Das habe ich nicht gewußt", sagte Kathrin langsam. „Darum hängt sie so an Heinrich . . ."

Nach einer Weile fügte sie hinzu: „Ich bin so oft böse auf sie. Dabei kann sie einem eigentlich leid tun."

Die andere nickte. „Sie ist bitter geworden, du mußt das verstehen, Kathrin." Und zögernd: „Auch — daß sie junge Menschen um ihre Liebe beneidet und daß sie es nicht mit ansehen kann, wie zwei in ihrer Nähe ein Glück genießen, das ihr fremd geblieben ist." Sie ging.

Kathrin stand reglos, in Nachdenken versunken. Es dauerte Minuten, bis aus Zweifeln und Vermutungen Verständnis wuchs und lähmender Schreck. Sie lief der Bäuerin nach, besinnungslos vor Angst, sie rannte die Straße hinauf und sie holte die andere vorm Krug ein, sie schrie: „Trude, Trude!" Die sah der

Atemlosen ohne Erstaunen entgegen. Kathrin war bei ihr, sie faßte die Frau bei der Hand, sie rief: „Was willst du denn damit sagen? Was soll das alles heißen? Glaubst du denn, daß Alexej und ich —"

Trude legte ihr die Hand über den Mund. „Schrei nicht so, Kathrin", sagte sie leise und hastig. „Komm mit zu mir. Ich will dir etwas zeigen."

Wortlos gehorchte Kathrin. Schweigend gingen sie die Straße entlang. Unter ihren Füßen wirbelte der Staub auf. Drückend lastete die Hitze über den Gehöften.

Das Schwesternzimmer der Meinhardt war kühl und dunkel, die Fensterläden waren geschlossen, und durch die Spalten warf das Sonnenlicht breite goldene Bänder. Die beiden Frauen setzten sich auf die Pritsche, tief atmend in der Kühle.

Trude sagte ohne Einleitung: „Ich habe nichts gesehen, ich weiß von nichts, Kathrin. Und wenn ich etwas wüßte — glaubst du, Kind, ich würde darüber sprechen?"

Kathrin hob beide Hände in Abwehr. „Es ist nichts Schlechtes, gewiß nicht. Es ist nicht so, wie du vielleicht denkst. Wir sind Freunde, verstehst du, richtige gute Freunde; wir unterhalten uns und sitzen abends noch zusammen — aber sonst ist nichts, ganz bestimmt." Doch sie wich den dringlichen dunklen Augen der anderen aus, und sie spürte, daß sie sich selbst und die andere belog, ob-

gleich sie doch die Wahrheit sprach; es war nichts geschehen, was die Augen anderer scheuen mußte.

Trude sprach auf ihre gefalteten Hände hinab: „Trotzdem, Kathrin — du mußt vorsichtig sein. In diesem Lande, unter diesen Menschen ist selbst die Freundschaft gefährlich — er ist doch Russe, man haßt hier die Russen, man sieht keine richtigen Menschen in ihnen, man nennt sie eine minderwertige Rasse. Sieh mich nicht so an, du — ich denke anders, das weißt du doch. Wie ein giftiger Nebel ist das in ihren Köpfen, daß sie nicht mehr klar sehen können und sich den tollsten Unsinn aufschwatzen lassen.“ Sie erhob sich; sehr groß, mit strengem, schmalem Gesicht stand sie vor der anderen. „Weißt du, welche Strafe darauf steht, wenn eine deutsche Frau mit einem Russen ein Verhältnis hat?“

Beklommen schüttelte Kathrin den Kopf, erschreckt von der Härte in der Stimme der Frau.

Die war mit zwei Schritten bei dem Arzneischränkchen, nahm eine dreifach gefaltete Zeitung herab und warf sie Kathrin zu mit einer Gebärde voll Ekel und Zorn.

„Da, lies!“

Kathrin faltete die Zeitung auseinander, ihre Hände zitterten. Da war das Bild: Auf einem Podium drei Frauen mit geschorenen Köpfen, die seltsam unwirklich sich gegen den grauen Hintergrund abzeichneten, rund

und kahl und grauenhaft wie Totenschädel. Weiß leuchteten Schilder auf ihrer Brust. Die Fotografie war schlecht, die Schrift auf den Schildern war verschwommen und nicht lesbar.

„Was — steht dort geschrieben?" fragte Kathrin.

„Da steht geschrieben: ‚Ich habe mein Vaterland verraten.'"

Die junge Frau versank in einem blutigen Nebel, darin tanzten drei fahle, kahle Totenschädel: „Ich habe mein Vaterland verraten!" Übelkeit würgte Kathrin, sie wollte aufspringen, fliehen, irgendwohin, nur fort, fort aus diesem Raum, aus diesem Dorf, aus diesem Leben ...

Die große Frau sagte, und ihre Züge waren verzerrt vor Wut und Verachtung: „Da steht auch geschrieben: ‚Spuckt mich an! Ich bin eine Russenhure!'"

„O Gott, oh, mein Gott", stöhnte Kathrin. Sie vergrub das Gesicht in den Händen.

Die strenge Stimme über ihr sagte: „Sie werden auch angespuckt. Sie werden mit Steinen beworfen und mit Dreck. Sie haben ja nichts Besseres verdient. Sie sind ja Huren — Russenhuren, und das ist noch zehnmal so schlimm."

Kathrin stand auf, mit grauem Gesicht, die Augen wie tot. Sie fühlte, wie Eiseskälte in ihr aufstieg, von den Fingerspitzen in die Arme, bis zum Herzen. Die Ältere faßte sie

um die Schultern, weil es schien, als müsse sie gleich vornüberschlagen. Kathrin schauerte zusammen unter der Berührung und machte eine Bewegung, als wolle sie sich losreißen. „Warum hast du mir das alles gesagt?“ flüsterte sie.

Trude sah sie traurig an. „Ach, Kathrin, jetzt wirst du mich hassen, mir böse sein; du wirst dir einbilden, ich verachte diese Frauen, weil sie einen Russen gern haben. Ja, ich wollte dich erschrecken, ich wollte dir die ganze Gemeinheit zeigen, zu der Menschen fähig sind in ihrem blinden Haß. Du mußt wissen, was dir bevorsteht, wenn einer, der dir was anhängen will, dein Verhältnis zu Alexej entdeckt. Ja, auch dann, wenn es nur Freundschaft ist — wer glaubt schon daran? Die meisten wittern gleich etwas anderes dahinter.“ Sanft zog sie die junge Frau an sich. „Geh nach Hause, Kathrin, prüfe dich selbst. Wenn dein Herz stärker ist als deine Angst, dann lasse alles so, wie es nun einmal ist. Weiche jetzt nicht Alexej aus —; aber überleg es dir gut, Kathrin — die eine und die andere Seite . . .“

Kathrin ging wie blind, ihre Füße schleppten sich durch den Straßenstaub. Sie dachte nichts, sie sah nur die geschorenen Köpfe der Frauen, diese grauenhaften, kahlen Totenschädel, und auf dem weißen Schild das schreckliche Wort „Russenhure“.

Als sie die Küchentür öffnete, fiel ihr

Blick auf den Strauß blaßroter Heckenrosen, der in einem Wasserglas mitten auf dem Tisch stand. Sie zog die Tür hinter sich ins Schloß; sie lehnte an der Wand und schluchzte haltlos.

Alexej war beim Heuabladen. Er hatte Kathrin kommen sehen: mit bleichem Gesicht und hängenden Schultern. Er erschrak. Er sprang vom Wagen, er wußte, daß es unklug war, jetzt zu ihr zu gehen: Frieda konnte ihn vom Stall aus sehen — aber die Sorge um die Frau trieb ihn zu ihr.

Er lief ins Haus und öffnete die Küchentür — die Frau lehnte an der Wand, geschüttelt vom Schluchzen. Sie machte keine Bewegung der Abwehr, als der Mann sie umfaßte und ihren Kopf an seine Brust zog.

Er brauchte nicht zu fragen, sie erzählte müde, mit monotoner Stimme, was sie gesehen und gehört hatte. Er trat einen Schritt zurück. Sie sagte: „Mein Gott, wie können Menschen nur so grausam sein? Warum treten sie so gute, schöne Gefühle mit Füßen? Man kann doch einen Menschen nicht zum Tode verurteilen, weil er einen anderen lieb hat!"

Alexej hatte sich abgewandt. Er stand am Tisch, er zog eine Rose aus dem Wasserglas und zupfte die Blütenblätter aus dem Kelch, mit einer grausamen Gründlichkeit, daß Kathrin gequält rief: „Laß doch die armen Blumen, Alexej!"

Der Mann fuhr herum, seine Lippen waren

zu einem schmalen Strich zusammengepreßt. Er sagte: „Ich habe es gewußt. Ich hätte es dir gleich sagen sollen. Jetzt muß ich fort, ehe es zu spät ist.“

Nein! wollte Kathrin schreien — sie vermochte es nicht, sie fragte kaum hörbar: „Aber wie willst du fort? Willst du fliehen?“

Der Mann lachte auf. „Fliehen? Ohne Paß, ohne Kleidung? Nein, es gibt einen einfacheren Weg: Du gehst zu dem Mann, der mich hierhergebracht hat, sagst, ich arbeite schlecht; meinetwegen kannst du auch sagen, ich hätte Absichten auf dich — das wirkt noch besser —, dann wird man mich ins Lager zurückbringen. Du bist die Sorge los, und ich —“

„Was wird aus dir, Alexej?“ fragte Kathrin mühsam.

Er winkte ab mit einer geringschätzigen Geste: Mach dir darüber keine Gedanken ... Er sah ihr ins Gesicht, und er las in ihren Zügen ihre Zweifel und das Schwanken zwischen Festigkeit und Feigheit, und er hatte Lust, ihr ins Gesicht zu schreien, was man mit ihm tun würde: in eine Fabrik schleppen als Zwangsarbeiter, in ein KZ vielleicht, aus dem es nur den einen Weg gab — ins Massengrab.

All sein Denken und Fühlen hatte Alexej mit der Frau verwoben; jetzt war er bitter enttäuscht, als er bei seinem Vorschlag eine winzige Spur von Erleichterung in ihren Augen entdeckt hatte. Und dennoch verstand

er Kathrin: Sie hatte niemals den Tod um sich gesehen, der eigene Tod mußte ihr unfaßbar erscheinen.

Er ging zur Tür, wartete noch. Er drückte die Klinke nieder, nun war er schon ganz hoffnungslos. Er mußte sich noch einmal umsehen. Da lag sie an seiner Brust, sie umklammerte ihn mit beiden Armen und rief verzweifelt:

„Nicht weggehen, Alexej, bitte, nicht weggehen!"

Er strich ihr über das Haar. „Katjuscha, es ist besser so. Denk doch an dich —" Aber er sprach ohne Überzeugung, und er wußte es.

„Es wird alles gut werden", sagte Kathrin. „Ich habe keine Angst vor dem, was später sein wird. Du darfst nicht weggehen —"

Sie glaubte nicht daran, daß alles gut würde, sie hatte heute ihr Schicksal gesehen; aber es lagen noch viele Wochen, vielleicht Monate zwischen heute und jenem Tage, da alles zu Ende sein würde. Was Leben! Was Ehre einer deutschen Frau! Sie waren nicht zu teuer verkauft.

Kathrin legte ihm die Arme um den Hals. „Ich habe dich lieb, Alexej", flüsterte sie.

Er beugte den Kopf und küßte sie auf den Mund.

X

Um diese Zeit begann ein Raunen unter den Leuten im Dorf: Es sei etwas nicht sauber auf dem Hof der Martens, die Bäuerin stünde vertrauter mit dem Kriegsgefangenen, als sich für eine Soldatenfrau gehöre. Man wollte dies und jenes beobachtet haben, niemand wußte Genaues; man hütete sich wohl, klar darüber zu sprechen: Ein Verdacht allein konnte schreckliche Folgen haben, wurde er laut geäußert. Eigentlich wußte auch niemand so recht, wie das Gerücht überhaupt entstanden war, vielleicht war es die äußere Wandlung der Kathrin Marten, die den Frauen aufgefallen war.

Kein Wunder, im Dorf kannte einer den anderen, man wuchs miteinander auf. Man wußte um Glück und Unglück, Geburt und Tod, Zank und Frieden in jedem Gehöft. Der Klatsch blühte: Liesel Weckerling hatte einen neuen Verehrer; Grete Anders trug zum Tanz ein Organdykleid, viel zu teuer für ihre Verhältnisse; die Blesse bei den Fritzes hatte schwer gekalbt; der Wirt vom Dorfkrug prügelte seine Frau, wenn er betrunken war; der Bauer Wernitz schickte jeden Monat ein dikkes Paket aus Frankreich, und der Junge der Meinhardts schrieb die besten Klassenarbeiten. Sie kannten einander alle bis zum Überdruß, und jede nichtige Kleinigkeit — vom

teuren Organdykleid der Grete Anders bis zum letzten Frankreichpaket des Bauern Wernitz — wurde beredet, zerredet, gründlich betrachtet und betratscht von den Frauen in den Küchen, von den Männern im Dorfkrug.

Ging Kathrin Marten über die Dorfstraße zum Bäcker, dann folgten ihr verstohlene Blicke: Wie leicht sie schritt, wie hoch sie den Kopf trug, wie bunt ihre Bluse leuchtete! Es gab Frauen, die hielten sie an und suchten sie im Gespräch auszuholen, sie sparten nicht mit Andeutungen: Wie sich der Kriegsgefangene mache? Ob sie zufrieden sei mit ihm?

Kathrin, schlau geworden, überhörte die plumpen oder feinen Anspielungen, sie gab ruhig und freundlich Auskunft: Ja, sie sei zufrieden; ja, er arbeite gut, sei auch sonst ein ganz braver und fleißiger Mensch. Sie leitete geschickt auf anderes über, fragte nach dem Stand der Heuernte, nach den Kindern und dem Mann im Felde, verabschiedete sich und ließ die Frauen mit ungestillter Neugierde zurück. Die gingen, um keinen Deut klüger, ins Haus, taten sich groß mit geheimnisvollem Gemunkel und wußten nichts, gar nichts.

Es war aber unter den Mädchen im Dorf eine, die hatte eine flinke Zunge und mäuseflinke Augen; die erspähten manches, was anderen verborgen blieb. Liesel Weckerling trug ihre leuchtendblonden Zöpfe um den Kopf geschlungen, sie war hübsch und keck, und die Leute sagten von ihr, sie wechsle ihre

Liebhaber wie die Hemden. Jetzt hatte sie einen Arbeiter aus der Kreisstadt zum Freund, einen ernsthaften, dunkelhaarigen Menschen, der auf einem Auge blind war und deshalb untauglich als Soldat. An dem hatte sie einen Narren gefressen, kein Mensch begriff, warum, denn er war unschön, ein schlechter Tänzer und unbeholfen — das gerade Gegenteil von Liesel.

Das Mädchen horchte auf, sobald irgendwo die Rede auf die Marten und ihren Kriegsgefangenen kam, sie horchte mit einer Spannung, die weit hinausging über ihr gewöhnliches Maß an Neugierde. Das hatte seine besondere Bewandtnis: Vor einiger Zeit — es mochten zwei Jahre darüber vergangen sein — hatte das Mädchen eine Liebelei mit Heinrich Marten gehabt; der schöne, stattliche Mann hatte ihr gefallen, sie hatte mit ihm kokettiert, er hatte sie einige Male vom Dorfkrug nach Hause gebracht und sie auch vor der Haustür geküßt.

Vielleicht hatte Heinrich selbst sich damit vor einem Freunde gebrüstet, vielleicht hatte jemand die beiden vor der Tür beobachtet und es Kathrin gesteckt; kurz, die Marten hatte von diesen Küssen erfahren. Sie war am Tage darauf der Liesel begegnet. Sie hatte kein Wort gesagt, das Mädchen nur angesehen, und das hatte in diesem Blick Geringschätzung zu lesen geglaubt. Den Blick vergaß es der Marten nicht.

Liesel konnte die stille, zurückgezogen lebende Frau ohnehin nicht leiden, weil sie ihr, der Leichtfertigen, von den Eltern immer wieder als Vorbild hingestellt wurde. Dazu kam nun ein unbewußter Neid, eine Regung von Eifersucht auf die Ehefrau des stattlichen, gut aussehenden Heinrich, und dies hatte in ihr eine Abneigung gegen die Marten erweckt, die sie in den zwei Jahren, die zwischen heute und jener Liebelei mit Heinrich lagen, nicht hatte überwinden können. Für ihr Leben gern hätte Liesel der Kathrin etwas angehängt, dieser Braven, Stillen, aufreizend Schüchternen. Ihr einen Blick voller Verachtung zuwerfen zu können, so ganz von oben herab, nur einen Blick, nichts weiter — ah! Und Liesel hielt die Ohren offen für jede winzige Neuigkeit, die das Gerücht um den Gefangenen nährte; sie hielt ihre mäuseflinken Augen offen — und sie war die erste, die wirklich etwas erspähte, was den Verdacht zur Gewißheit verdichtete.

Aufgeregt, mit hochroten Wangen, kam sie eines Tages zum Treffpunkt mit ihrem Freunde, dem ernsten, dunkelhaarigen mit dem erblindeten Auge. Sie erzählte, strahlend vor Genugtuung, daß sie die Marten — er wisse doch: die Schmale, Blonde vom Nachbarhof — überrascht habe mit ihrem Kerl, dem Russen. „Einem Russen, stell dir vor, Paul!" Sie seien auf der Wiese gewesen, beim Heuwenden, und sie, Liesel, habe gesehen, wie

sie sich geküßt hätten — „ganz ungeniert geküßt, als wären sie allein auf der Welt — ich habe es mit eigenen Augen gesehen!“

Paul ließ den Arm des Mädels los, er sagte trocken: „So. Und was weiter?“

Liesel blickte verdutzt. „Weiter? Genügt das nicht? Geküßt, sage ich dir — einen Russen! Ach, die — und hat so tugendhaft getan, so etepetete... Und dann ein Russe! Ah —“ Liesels mausgraue Augen funkelten vor Vergnügen.

Paul sah dem Mädel ins Gesicht, ernsthaft und ruhig. Nicht ein Fünkchen Vergnügen und Schadenfreude war von dem lachenden, triumphierenden Mädchen übergesprungen in seine dunklen Augen. „So, und was weiter?“ fragte er noch einmal.

„Herrgott, du kannst auch dumm fragen“, fuhr ihm Liesel über den Mund. „Kindskopf! Dem Heinrich muß man es sagen — ah, der wird Augen machen! Rausschmeißen wird er das Mensch, das verdorbene —“ Sie verstummte bestürzt: Das stille, unschöne Gesicht des Mannes trug einen Ausdruck von Zorn, wie sie ihn nur einmal bei ihm gesehen — als sie in der Stadt mit einem Arbeitskameraden von ihm kokettiert, sich an ihn geschmiegt und mit ihm getanzt hatte.

Sie fürchtete sich vor dem Zorn des Freundes, der so anders war als alle, die sie bisher gehabt, an dem sie eben deshalb mehr hing als an jedem anderen.

Sie hatten das Dorf hinter sich gelassen, sie waren schon in den Feldern, allein unter dem sternenfunkelnden Nachthimmel.

„Du wirst niemandem etwas davon erzählen", sagte der Mann, „diesem Heinrich nicht und überhaupt keinem."

„Und doch werde ich es erzählen — nun erst recht!" rief Liesel trotzig. Aber in ihrer Stimme zitterte Beklommenheit, sie fürchtete sich plötzlich vor dem blinden Auge des Mannes, das seltsam leblos starrte; Einsamkeit und Stille erschreckten sie, sie dachte sekundenlang, er könne sie schlagen, und niemand würde sie schreien hören.

Paul packte das Mädchen am Arm. Dicht vor ihrem Gesicht flüsterte er, heiser vor Zorn: „Nichts wirst du sagen, Liesel, hörst du — gar nichts! Sonst —", er stockte, es schmerzte ihn selbst, dann sprach er es doch aus: „— sonst siehst du mich nicht wieder, ist es aus zwischen uns, ein für alle Male!"

Das Mädchen erschrak. Das nicht, nur das nicht! Nicht um diesen Preis . . .

Sie sagte schnell, und sie versuchte vergebens, ihren Worten einen Ton spöttischer Überlegenheit zu geben: „Gott, Paul, wie du dich auch anstellen kannst! Erschreckst mich so, und dabei geht es dich doch gar nichts an. Du kennst die Marten doch gar nicht. Aber wenn du unbedingt willst — bitte, ich sage nichts, die anderen werden es sowieso bald selber merken."

Der Mann hielt noch immer ihren Arm gepackt. „Versprich mir“, sagte er, „gib mir dein Ehrenwort!“ Liesel begriff noch immer nicht; leichthin versprach sie: „Na, gut, Ehrenwort . . .“ Sie sah, daß der Mann aufatmete.

Er setzte sich ins Gras und zog sie zu sich herab; er redete auf sie ein: „Du mußt das doch verstehen, Liesel. Wenn das bekannt wird — Kopf und Kragen kann das die beiden kosten. Nein, es geht mich nichts an. Doch, es geht mich was an! Es sind Menschen wie du und ich, sie haben sich lieb wie du und ich — dafür kann man sie doch nicht verurteilen. Daß der Mann Russe ist — Herrgott, dafür kann er schließlich nicht. Du kannst auch nicht dafür, daß du Deutsche bist. Deswegen ist er doch nicht schlechter als du oder ich, weil er in einem anderen Land geboren ist . . .“

„Aber der Ortsbauernführer hat auch gesagt, daß die Russen keine richtigen Menschen sind.“

„Laß dir das nicht einreden. Keine richtigen Menschen . . .! Gute und Böse gibt’s überall —“ Er nahm ihre Hände, er schüttelte den Kopf: In diesen kleinen, dummen Händen lagen Leben und Tod von zwei Menschen. Sollte man darüber lachen oder weinen?

Es gab so viele Liesels, so viel Neid, Dummheit, Klatschsucht, Bosheit, und sie entschieden, gewollt oder ungewollt, über Leben und Tod von zehn, hundert, tausend Menschen.

Liesel legte träg den Kopf an seine Brust. Was war ihr Paul doch für ein komischer Kauz... Er sprach auf ihr Haar hinab: „Mein letztes Wort, du: Wenn du den Mund nicht hältst, ist es aus zwischen uns, verstanden?" —

Schwitzend stapfte der Mann in feldgrauer Uniform über die Landstraße, die unter der weißglutenden Sonne zu kochen schien. Klebrig glänzten schwarze Lachen von aufgeweichtem Asphalt; der schmale Fußweg unter den Kirschbäumen warf graue Staubfontänen unter den Stiefeln des Soldaten.

Der Mann blieb stehen, wischte mit dem Handrücken den Schweiß von der Stirn und prüfte aufmerksam die Felder zu beiden Seiten: Das Korn stand gut, auf hohen Halmen, die sich unter der Last der schweren, körnerreichen Ähren neigten.

Der Mann riß eine Handvoll Ähren ab und zerrieb sie zwischen den Fingern, da sprangen die Körner, trocken und goldglänzend. Er nickte befriedigt: Eine gute, eine reiche Ernte wird das geben. Schade, daß er zur Mahd nicht mehr hier sein wird. Einmal wieder mit der Sense über das Feld gehen können, das Rauschen der fallenden Halme hören, aufladen und einfahren dürfen — ach, der verdammte Krieg!

In ein paar Tagen wird er wieder im Schützengraben liegen, stürmen, sich in die brök-

kelnde Erde wühlen wie ein Maulwurf, geduckt unter dem hohen Pfeifen der Geschosse, verschwitzt, verdreckt — rechts und links aufspritzende Sandfontänen, sausende Splitter; im Ohr das überhastete Bellen der Maschinengewehre, das dröhnende Rattern schwerer Panzer, die Schreie Verwundeter. Verdammter Krieg!

Der Mann stülpte die Mütze wieder auf den Kopf. Drei, vier Tage Ruhe jetzt, Gott sei's getrommelt und gepfiffen! Auf dem Hof nach dem Rechten sehen, viel essen, viel schlafen, die Frau im Bett — da ließ es sich aushalten ... Der Soldat seufzte, wollte weitergehen, mächtig zog ihn jetzt das Dorf an, dessen spitzer Kirchturm, nadelfein, hinter der Waldecke in den hitzeflimmernden Himmel stach.

Er hörte einen Ackerwagen hinter sich heranholpern, er wandte sich um und erkannte auf dem Kutschbock den alten Anders. Er winkte ihm. Der Bauer tippte mit dem Peitschenstiel an die Mütze, er zog die Zügel straff, rief: „He, Heinrich, steig auf!" Der Soldat schwang sich hinauf, die Pferde zogen wieder an, dumpf klopften ihre Hufe auf dem grauen, aufgeweichten Asphalt.

„Wie geht's, wie steht's?" Der Soldat holte ein Päckchen russischer Zigaretten hervor, Papyrossi mit langem Pappmundstück, und bot sie dem Bauern an. Der beschaute mißtrauisch das fremdartige Ding, schnüffelte daran und steckte es hinter das Ohr. Dann gab

er Auskunft: „Gott, wie soll's schon gehen? Viel Arbeit, viel Ärger — immer dasselbe . . ."

Heinrich betrachtete den Anders verstohlen von der Seite und dachte bei sich, daß der alt geworden sei, erschreckend alt: Das kurzgeschorene Haar war silbergrau geworden, das Gesicht, von unzähligen Fältchen durchfurcht, unter den Backenknochen eingefallen. Vor knapp vier Monaten hatte er ihn zum letzten Male gesehen, und damals war der Bauer noch ganz glatt und rüstig gewesen.

Der Jüngere hob die Schultern. „No, viel Arbeit hat's immer gegeben. Und Ärger? Ihr habt doch eine Bombenernte dieses Jahr —"

Der Alte winkte ab, mit einer müden Handbewegung, daß der Junge sich unwillkürlich straffte im Bewußtsein seiner eigenen Kraft und Frische.

Mit einem Male beugte sich der Anders vertraulich dem Soldaten zu und sagte: „Na, du weißt ja: die Grete, das Luder —"

„Nichts weiß ich", sagte Heinrich und merkte nun erst, daß vier Monate doch eine lange Zeit sind, in der viel geschehen kann.

Anders stieß einen Pfiff aus, er ruckte heftig am Zügel: „He, voran!" Heinrich sah voller Unbehagen auf die welken Hände des Alten und dachte, es wäre netter gewesen, statt dem Anders der Liesel Weckerling mit den weizenblonden Zöpfen begegnet zu sein; das wäre doch ein hübscherer Empfang gewesen als der durch den brummigen Greis.

Anders sagte unvermittelt mit erschreckender Lustigkeit: „Ein schönes Leben führt die Grete, ein munteres Leben. In der Stadt ist sie, das Luder, treibt sich mit den jungen Kerls von der SS rum, mit diesen Lackaffen.“

„Nee, nee, sag man nichts gegen die SS! Das sind tapfere Burschen, immer vorneweg an der Front!“

„Und bei den Mädchen auch“, unterbrach der Alte giftig. „Vor allem bei den Mädchen sind sie tapfer. Und so was ist nun die eigene Enkelin! Kommt ins Dorf, tut sich dicke, spreizt sich wie ein Pfau in ihren neuen Kleidern. Da hatte sie neulich so ein durchsichtiges Ding an, ‚Or-gan-dy‘, sagt sie, rosa, ’ne richtige Bollchenfarbe. Nun sag bloß, Heinrich, wie kann sie sich so’n Zeugs kaufen? Weil die Kerls sie der Reihe nach im Bett gehabt haben — Schweine!“ Anders spuckte aus. „Aber wenn sie mit einem Balg ankommt — rausschmeißen tu’ ich sie, jawohl!“ Er nickte, sein faltiges Kinn zitterte.

Mächtig alt ist er geworden, dachte Heinrich und rückte unruhig auf seinem Platz hin und her. Eigentlich durfte er sich solche Reden gar nicht mit anhören, das war ja schon volksfeindliche Hetze. Obwohl — und er sah die Grete vor sich, die kleine, stupsnasige Brünette, ein hübsches, aufgewecktes Ding —, angenehm war der Gedanke für den Großvater nun freilich nicht, daß sie es so in der Stadt trieb. Er sagte: „Das verstehst du eben

nicht, Anders. Von wegen: rausschmeißen! Eine Ehre ist es für jede deutsche Frau, wenn sie Mutter wird. Und die SS ist Elite. Hast wohl noch nichts davon gehört, daß viele Mädchen dem Führer ein Kind schenken und stolz darauf sind, he?"

„Stolz! Und ohne Standesamt, wie?" Anders musterte feindselig das frische, gesunde, gebräunte Gesicht des Mannes an seiner Seite. „So einer bist du geworden! Schöne Ansichten habt ihr heutzutage. Früher hätte man solche Früchtchen mit Schimpf und Schande aus dem Hause gejagt, und heute — Ehre, Stolz, dem Führer ein Kind schenken!" Er lachte, böse und angewidert. Plötzlich fiel sein Blick auf das schwarze Kreuz mit Silberrand, das Marten am Waffenrock trug. „Ah, man ist dekoriert worden? Gratuliere! Daher der Urlaub, wie?"

Mißtrauisch horchte Heinrich. Was war bloß in den Alten gefahren? Sein „Gratuliere" hatte auch nach allem anderen geklungen als nach einem Glückwunsch. Nun erst recht warf sich der Mann in die Brust, er sagte überheblich: „EK I. Man tut, was man kann. Und der Führer weiß seine Soldaten zu schätzen."

„Macht dir wohl Spaß, der Krieg?" brummte der Alte verdrießlich.

Vergessen waren die heimlichen Wünsche am Rande des Kornfeldes, vergessen das Unbehagen bei der Vorstellung, daß er in ein paar Tagen wieder im Schützengraben liegen

würde. Heinrich sagte schnell und sehr laut: „Wir wissen ja schließlich, wofür wir kämpfen. Wenn wir erst die Ukraine haben — Mensch, die Felder solltest du sehen! Bis zum Horizont, so weit du gucken kannst — nichts als Korn, und was für welches! Halme, so hoch wie ein Mann. Und eine Erde, schwarz und fett ... Da müßte man einen Hof haben!"

Anders schwieg, und Heinrich ärgerte sich über dessen unbeteiligte Miene. Wenn der diese Erde gesehen hätte, diese Kornfelder, er würde staunen, der alte Dickschädel. Aber so waren sie: nie aus ihrem Dorf herausgekommen, verbohrt, für nichts zu begeistern.

Sie waren um die Waldecke gebogen, vor ihnen lag das Dorf wie aufgestellt auf einer flach ausgestreckten Riesenhand. Heinrich zog die Luft durch die Nase ein. „Man riecht schon den See", sagte er, und seine üble Laune war mit einem Male wieder verflogen. Der See! Die Höfe! Die Kirche! Da — das Haus der Meinhardts, der Vorgarten, überwuchert von gelben Ringelblumen und blauem Rittersporn.

Der große, starke, laute Mann saß still wie ein Kind vor einem wunderschönen Geschenk, und beglückt wie ein Kind sprang er vom Wagen. „Ich biege hier ab, Anders, mach's gut!"

„Grüß die Kathrin!" rief der Alte ihm nach. „Sie wird sich freuen —"

Heinrich stand stumm, plötzlich von Unruhe

erfaßt: Ein Hohn schwang in der brüchigen Stimme des Alten nach, den der Soldat nicht begriff.

Er schritt schnell aus, er war bei seinem Hof, stand schon unter der Tür, da kam die Frau aus dem Haus, sie sah ihn nicht und wollte zum Stall gehen.

„Kathrin!“ schrie er.

Sie blieb stehen, den Rücken ihm zugewandt, blieb sekundenlang stehen, wie versteinert. Langsam dann wandte sie sich um. Ihre Augen waren wie erloschen, ihr Gesicht von gelblicher Blässe. Er lief zu ihr.

„Du?“ fragte Kathrin in einem Ton, als müsse sie sich erst besinnen, wer er eigentlich sei.

Der Mann lachte auf. „He, das hast du nicht erwartet? Da freust du dich, was?“ Er verstummte betreten; sie nickte mechanisch, mit verzerrtem Lächeln um die blassen Lippen. Er wollte sie in die Arme nehmen, sie wich einen Schritt zurück.

„Nicht“, bat sie erstickt.

„Was denn, was denn?“ rief er dröhnend. „Man wird doch seine eigene Frau noch küssen dürfen.“ Er umschlang und küßte sie.

Ihre Lippen blieben fest geschlossen. Als er sie freigab, rasch ernüchtert, warf sie einen scheuen Blick über die Schulter. „Wenn man uns hier sieht —“

Heinrich zwang sich zur Lustigkeit. „Nu, nu, immer noch so ein scheues Häschen . . .

Na, komm ins Haus rein, ich habe einen Bärenhunger", und dicht an ihrem Ohr: „auch auf dich, du ..."

„Frieda ist in der Küche, geh schon voran, laß dir zu essen geben", rief Kathrin. „Ich muß noch schnell die Hühner füttern." Und sie hetzte davon, daß der leichte Rock um die gebräunten Waden schlug.

Heinrich starrte ihr nach, beunruhigt, verständnislos, und bemerkte auf einmal, daß sie kein Kopftuch trug, daß ihr Haar gewachsen war und in leichten Wellen über den Nacken floß, fast bis zu den Schulterblättern. Vier Monate sind doch eine lange Zeit — so leuchtendblond hatte er seine Frau nicht in Erinnerung; er bildete sich einen Augenblick lang ein, sie habe sich das Haar färben lassen. Und wie sie lief! Wie ein Mädchen ... Sie schien auch ein wenig voller geworden zu sein, nicht mehr so eckig, so lächerlich schmal wie früher.

Heinrich schüttelte den Kopf. Wie sie sich wieder angestellt hatte! Na, das würde sich geben, diese Ziererei; es war wohl auch der freudige Schreck, weil er so unvermutet in der Tür gestanden hatte.

Schmunzelnd ging der Mann ins Haus: Sie wird schon auftauen — heute abend ...

Kathrin fand Alexej in der dämmerkühlen Scheune. Durch das Tor flutete Sonnenlicht, in dem Milliarden feiner Stäubchen tanzten.

Sie warf sich dem Mann an die Brust, um-

schlang ihn, den Kopf an seine nackte Schulter gepreßt.

Alexej streichelte ihren Rücken. „Katjuscha, Liebste, was ist dir?“ Er spürte, wie sie zitterte, und er hob sanft ihren Kopf in die Höhe; sie weinte nicht. „Er ist gekommen“, flüsterte sie.

Der Mann erstarrte. Da war der Tag gekommen, den er gefürchtet um ihretwillen, den er herbeigesehnt hatte um seines Hasses und seiner Liebe willen. Endlich dem Fremden, Verhaßten gegenüberstehen, Auge in Auge, ihn prüfen: Wer bist du, Mörder auf Befehl, Mörder an Frauen und Kindern; wer bist du, daß du diese Frau Kathrin besitzen durftest?

„Hilf mir, Alexej“, flehte Kathrin. „Was soll ich tun? Ich laufe fort, ich kann ihm nicht so gegenübertreten —“

„Hast du ein schlechtes Gewissen?“ fragte der Mann. „Fühlst du dich schuldig?“

Sie schüttelte den Kopf. „Nein, Alexej, ich fühle mich nicht schuldig. Ich gehöre nicht mehr zu ihm, das weißt du doch.“

„Aber er ist dein Mann, du bist noch verheiratet“, rief Alexej gequält.

Sie schwiegen, sie dachten beide an das gleiche: diese Nacht ... Er hat ein Recht auf seine Frau, vor dem Gesetz hat er ein Recht auf sie.

Eifersucht überfiel Alexej, er schüttelte die Frau, er sagte: „Du wirst mit ihm schlafen —“

„Nein“, rief sie, „nein, Alexej, niemals! Ich wehre mich, soll er mich totschlagen, aber das nicht!“

„Du kannst dich nicht wehren, er ist ja stärker als du!“ schrie Alexej außer sich. Sie hatte ihn nie so gesehen; seine Augen loderten, er wollte sich beherrschen, aber diese schreckliche Vorstellung — Kathrin in den Armen des anderen — brachte ihn fast um den Verstand.

Er wußte, daß er ungerecht war, und er schämte sich seiner Schwäche, aber er mußte ihr weh tun; er stieß sie zurück und rief: „Und mir weichst du aus! Mir verweigerst du dich! Du sagst, du hast mich lieb — warum bist du zu feige, auch das Letzte auf dich zu nehmen? Du hängst noch immer an ihm. Geh!“ Er wandte sich schroff ab, sein nackter Rücken schimmerte im Halbdunkel.

Kathrin stand vernichtet. Jeden Augenblick konnte Heinrich kommen und sie hier finden. Sie spürte, wie ihr der Schweiß auf die Stirn trat. Aber sie konnte doch Alexej jetzt nicht verlassen, konnte sich nicht den Anklagen des Mannes entziehen, konnte nicht zu dem anderen, dem Fremdgewordenen, ins Haus gehen. Sie war nicht böse und nicht traurig, ihr Kopf war ganz leer, und sie hatte das Gefühl, in grauem Nebel zu schwimmen.

„Quäl mich doch nicht, Alexej“, bat sie. Er wandte sich, schon halb bezwungen, ihr wieder zu: Sie hatte die Hände gegen ihn erhoben

mit der Hilflosigkeit eines bittenden Kindes. Mit zwei Schritten war er bei ihr und umklammerte ihre Hände. „Katjuscha, verzeih! Ich will dich nicht quälen, ich weiß, ich bin ungerecht. Ich will dir ja Zeit lassen. Versteh doch: Ich –"

Sie lehnte sich an ihn mit geschlossenen Augen, an Hals und Armen fühlte sie seine glatte, warme Haut. „Ich lasse mich nicht von ihm berühren", sagte sie. „Das sollst du wissen, Alexej." Sie strich über sein Haar, es war nachgewachsen in den letzten Monaten und krauste sich, von der Sonne gebleicht, in kurzen Locken. „Lieber, Guter ..." Sie hob den Kopf zu ihm auf. Er küßte sie.

Kathrin war ganz ruhig, als sie in die Küche trat.

Der Mann saß am Tisch, einen Berg belegter Brote vor sich, und Frieda lehnte am Herd mit strahlendem Gesicht, feierlich anzusehen mit ihrer knisternd frischen Schürze.

Heinrich hatte die Jacke ausgezogen und die Hemdsärmel aufgekrempelt; er war schon wieder ganz zu Hause. Sein schwarzes Haar war mit Wasser fest an den Kopf gekämmt, es glänzte wie Lack.

„Das Eiserne Kreuz hat er!" rief Frieda triumphierend. Ihre Wangen glänzten wie polierte Äpfel, so rot und rund, und aus ihren braunen Augen leuchtete so viel Stolz, so viel Liebe zu dem Bruder, daß Kathrin gar nicht anders konnte – sie mußte sich zu der Uni-

formjacke hinabbeugen, die über Heinrichs Stuhl hing, und den schwarzen Orden bewundern. Als sie sich aufrichtete, flüsterte sie dicht an Heinrichs Ohr: „Wieviel Menschen hast du dafür umgebracht?"

Der Mann prallte zurück; es war, als habe sie ihn geohrfeigt. Er legte die angebissene Schnitte auf den Teller zurück. Kathrin fragte: „Möchtest du noch eine Tasse Kaffee? Oder vielleicht lieber Bier?"

„Bier", murmelte er bestürzt. Sein Gesicht war dunkelrot geworden. Er glaubte, er habe sich verhört; der schwerfällige Mann vermochte den jähen Wechsel im Benehmen der Frau nicht zu begreifen.

Sein ratloser Blick folgte ihr, als sie zur Speisekammer ging und Bier holte, und ein Schein von Begehrlichkeit trat in seine Augen: Wie leicht sie schritt; wie biegsam ihr Rükken war; wie locker und weich das helle Haar über ihren Nacken floß!

Heinrich Marten hatte draußen in der Fremde nicht gerade wie ein Mönch gelebt, er hatte vielen Frauen so nachgesehen, er hatte bei manchen geschlafen: blonden und brünetten, trägen und geilen — Gott, man kann es sich schließlich nicht durch die Rippen schwitzen! Und die Weiber in Rußland waren auch nicht so ohne: hohe Brüste, runde Hüften ... Da hatte man in den Städten Bordelle für deutsche Soldaten eingerichtet; ein Landser hatte ihm weismachen wollen, die Mäd-

chen dort hätte man hineingezwungen, die meisten seien noch ganz unschuldig gewesen, vom Lande oder aus irgendwelchen kleinen Orten in die Städte verschleppt. Er, Heinrich, glaubte das freilich nicht: Er hatte da noch keine Jungfer gefunden, sie waren alle schon abgestumpft und nicht mehr amüsant.

Bei alledem hatte er eigentlich nie an Kathrin gedacht. Manchmal war da so etwas gewesen wie eine Spur von schlechtem Gewissen, aber eine Entschuldigung vor sich selbst hatte er immer gehabt — diese einzige, wichtigste Entschuldigung, daß er vielleicht morgen schon tot sein könnte, Warum nicht das Leben genießen? Schnaps und Weiber gehörten nun einmal zu diesem bescheidenen Dasein.

Heute rot, morgen tot ...

Daß er die Kathrin so ganz anders in Erinnerung hatte! Scheu und schmal und grau und geduckt — und da war auf einmal diese blühende Frau, diese — weiß der Teufel! — schöne Frau ...

Als sie das Bier vor ihn hinstellte, wollte er sie auf den Schoß ziehen. Sie entwand sich ihm mit einer kleinen Bewegung, die nichts Kränkendes hatte. Er tätschelte sie plump: „Häschen, schüchternes ..." Und breit schmunzelnd: „Aber rausgemacht hast du dich, alles was recht ist!"

Flüchtige Röte huschte über ihr Gesicht, sie suchte nach einer Antwort, da sagte er

schon, zu Frieda gewandt: „Wie geht's auf dem Hof? Alles in Ordnung?“

Und schon waren die beiden vertieft ins Gespräch über den Hof, über die Ernte, über das Vieh – Kathrin war ausgeschaltet wie immer. Sie wollte aus der Küche gehen, da sagte der Mann: „Und wie kommt ihr mit dem Iwan zurecht?“

Frieda wiegte den Kopf: Oh, recht gut, er verstünde sich auf Bauernarbeit.

Kathrin horchte gespannt. Nein, kein Wort davon, daß er bei ihnen mit im Hause aß; keine Andeutung über die Vertrautheit zwischen ihm und der jungen Frau. Sie begriff plötzlich, daß sie gar nichts zu fürchten hatte: Die beiden anderen sprachen nur über den Knecht Alexej, der Mensch interessierte nicht. Das kränkte sie und beruhigte sie zugleich.

Später machten sie einen Rundgang durch Scheune und Ställe. Kathrin schloß sich an, sie dachte, Heinrich könne dem Gefangenen begegnen, vielleicht sei dann ihre Gegenwart nötig. Sie wußte nicht, wie sich diese Begegnung zwischen den Männern abspielen würde, sie hatte nur das vage Gefühl, es könne etwas Schreckliches geschehen: Heinrich müßte, stünde er dem Fremden gegenüber, mit einem Male um dessen Haß gegen ihn wissen und um dessen Liebe zu seiner Frau.

Sie gingen in den Kuhstall. Die Luft war hier drückend schwül. Überall saßen schwarze dicke Fliegen: auf den Raufen, den Trögen,

auf den Rücken der Kühe, die träge mit dem Schwanz nach ihren Quälgeistern schlugen.

Der Russe kam mit zwei Eimern Wasser durch den Mittelgang auf die drei zu. Sein nackter Oberkörper glänzte feucht von Schweiß, weißblond krausten sich die kurzen Locken um sein tiefbraunes Gesicht, in dem die breiten Backenknochen noch um einen Schein dunkler hervorsprangen. Er trat beiseite, um die drei vorbeizulassen.

Grußlos wollte Heinrich vorüber, doch zwang ihn etwas in den weit auseinanderstehenden tiefblauen Augen des Fremden, daß er stehenbleiben mußte. Er musterte den Mann vom Kopf bis zu den Füßen und fragte: „Wie heißt du?"

Der andere hob die Schultern, unverhüllt funkelte Feindseligkeit in seinem Blick. Da schob sich Kathrin neben ihren Mann. Alexej fühlte das Bittende in dieser kleinen Bewegung, er senkte die Lider und sagte schnell: „Alexej Iwanowitsch Lunjew."

„Sprichst du Deutsch?"

Das lebendige Gesicht des Russen verwandelte sich, es wurde stumpf und gleichgültig. „Nix Deutsch. Ich verstehn klein Deutsch, serr klein —"

Kathrin lächelte.

„Und was bist du von Beruf?"

Alexej begriff nicht, Alexej hatte kein Wort verstanden, er murmelte: „Ich — nix verstehen —" Jetzt wirkte er beinahe blöde.

Plötzlich überfiel Kathrin eine kindliche Lust, an dem Spiel teilzunehmen; minutenlang vergaß sie den bitteren Ernst in der Begegnung zwischen den beiden Männern, sie dolmetschte: „Was du machen in Rußland – versteh: Rabotta?"

„Ah –" Bei dem Russen schien es zu dämmern. Er wies mit einer weitausholenden Bewegung durch den Stall, als umfasse der den ganzen Hof. „Kuh, Pferd, versteh?" Er deutete durch Gebärden die Arbeit des Pflügens und Grabens an.

„Bauer also?" fragte Heinrich, und Alexej nickte. Er hob die Wassereimer auf und drängte an den dreien vorüber, um weiteren Fragen aus dem Wege zu gehen. Heinrich sah ihm nach, tippte mit dem Finger an die Stirn und fragte, ohne die Stimme zu dämpfen: „Bißchen dämlich der Kerl, was?"

„Er versteht eben noch nicht viel Deutsch", sagte Frieda. „Was er so bei uns aufgeschnappt hat –"

Kathrin unterdrückte nur mit Mühe ein spöttisches Lächeln.

Heinrich ging weiter, er blieb an der Box der hochtragenden Färse stehen und kraulte sie zwischen den Ohren. „Daß ihr ja rechtzeitig den Viehdoktor holt! Ihr Frauenzimmer kommt doch nicht zu Rande damit."

Da erst wurde es Kathrin bewußt, daß schon alles vorüber war. Nichts von dem Schrecklichen, vor dem sie gebangt hatte, war

geschehen; die Männer waren einander nicht an den Hals gesprungen, alles war so ruhig und gleichmütig vor sich gegangen, wie es ja gar nicht anders sein konnte zwischen Herr und Knecht.

Sie schämte sich der Komödie, die sie vor den Geschwistern gespielt hatte.

„Bullige Hitze hier“, dröhnte Heinrich. Er zog das Hemd über den Kopf, weiß stach sein nackter Oberkörper aus dem Halbdunkel, scharf abgegrenzt die Linie zwischen der Brust und dem rotbraunen Halse.

Der Russe striegelte das Bullenkälbchen; dessen Fell, schwarz und weiß gefleckt, schimmerte wie matte Seide. Aufmerksam schaute Heinrich zu, er nickte befriedigt. Es war nicht ganz ersichtlich, wem seine Aufmerksamkeit mehr galt: dem Russen oder dem Jungtier.

Übergangslos sagte er, laut und unbekümmert: „Gut gewachsen, der Bursche.“ Er wies mit dem Daumen auf den Mann, er hätte die gleiche Geste gemacht, im gleichen Tonfall gesprochen, hätte er ein Tier abzuschätzen gehabt.

Er ging in die Box und trat neben den Russen. Es wirkte wie eine Herausforderung: Der eitle Mann verfiel fast unbewußt in eine Pose der Selbstgefälligkeit, die sichtbar nach dem Vergleich mit dem Russen verlangte.

Die Männer waren von gleicher Größe; dennoch erschien der Russe fast zierlich neben dem massigen Deutschen.



Kathrins Lachen riß dem Marten das Netz eitler Wohlgefälligkeit vom Gesicht und machte es nackt und leer; selbst das Lackschwarz seiner Haare schien stumpf zu werden vor Ratlosigkeit. Er trat aus der Box und ging, ohne sich nach dem Russen und den Frauen umzusehen, aus dem Stall.

Am Zaun schlenderte die Liesel Weckerling vorüber, den Heurechen auf der Schulter; sie winkte ihm, als er, groß und schwer, über den Hof stapfte. Er winkte lachend zurück.

Er verlor kein Wort über den Gefangenen; forsch kommandierte er die Frauen, und die mußten springen, seine zahlreichen Urlauberwünsche zu erfüllen. Kathrin bezog sein Bett in der Kammer, sie war fast heiter und summte ein Lied zwischen den Zähnen. Bis jetzt war alles so gut gegangen, sie fürchtete sich nicht vor der Nacht, sie würde sich krank stellen, über Schmerzen klagen — dann würde er sie schon in Ruhe lassen. Aber als sie dann in die gute Stube kam, verging ihr der Mut; sie wußte, daß ihre Kraft nicht ausreichen würde, ihm auch diese Komödie noch vorzuspielen.

Dabei verspürte sie wirklich schon nach kurzem Aufenthalt in der guten Stube leichtes Kopfweh, wahrscheinlich von dem dumpfen, säuerlich abgestandenen Geruch in dem lange nicht mehr gelüfteten Zimmer. Sie konnte diese gute Stube sowieso nicht leiden, die düster war und steif und feierlich mit den

alten Möbeln, die noch von den Martenseltern stammten.

Da hingen, eng nebeneinander aufgereiht, gelbrosa verblaßte Fotografien von Verwandten, die sie nie kennengelernt hatte; da stand das geschnitzte Vertiko mit Muschelaufsatz; da hingen gehäkelte Deckchen über den Lehnen der Plüschsessel, mit Stecknadeln befestigt, an denen man sich stach, wenn man sich zurücklehnte, und die verschossene Tapete nahm dem Feiertagsraum die letzte Spur von Gemütlichkeit.

Nun waren zum ersten Male seit langer Zeit die Fensterladen zurückgeschlagen, im Tageslicht sah man erst die feine Staubschicht auf Möbeln und Bildern.

Heinrich störte das nicht, er lag breit und behaglich auf dem Plüschsofa, seine langen Beine ragten weit über die Seitenlehne hinaus. Er rauchte eine der russischen Zigaretten mit Pappmundstück. Kathrin hatte es früher nicht gern gesehen, wenn er in der guten Stube rauchte, sie hatte von ihrer Mutter gehört, daß die Gardinen gelb würden vom Tabakrauch. Sie erinnerte sich noch gut der Nörgeleien und Streitigkeiten zu Hause, die es immer wieder wegen der Gardinen zwischen den Eltern gegeben hatte; in den ersten Jahren ihrer Ehe hatte sie selbst oft den Bauer gebeten, in der guten Stube nicht zu rauchen.

Jetzt war es ihr gleichgültig, ihr war der Bauer gleichgültig und seine Gardinen. Über-

haupt war ihr manchmal zumute, als sei sie nur auf Besuch hier und als müßte dieser Besuch in dem Hause des Heinrich Marten nun bald zu Ende sein. Sie würde dann fortgehen, sie wußte nicht wohin, sie wußte nur, daß sie nicht allein gehen würde. Sie dachte nur noch „wir"; es war, als sei Alexej ein Stück von ihr selbst, so daß sie nicht mehr allein sein konnte, ohne zugrunde zu gehen.

Sie setzte sich in den grünen Plüschsessel. Sie saß sehr aufrecht — wegen der Stecknadeln in den Häkeldeckchen — und fragte vorsichtig, ob Heinrich schon etwas für diesen Abend vorhabe.

Der Mann wandte ihr träge den Kopf zu. „Mal in den Krug gucken, was meinst du?"

Vielleicht hatte er auf Widerspruch gewartet; jetzt war er beinahe enttäuscht, als sie sofort zustimmte, erleichtert, zu eifrig fast.

Kathrin hatte sich immer vor dem Mann geekelt, wenn er sonnabends betrunken nach Hause kam, sich angezogen aufs Bett warf und schnarchte, kaum lag er in den Kissen. Heute wünschte sie, er möge sich betrinken; sie wußte, wie Urlauber im Krug empfangen wurden — der Wirt hatte für solche Gelegenheiten immer noch eine Flasche guten, alten Kognaks unter dem Schanktisch.

Kathrin wurde ganz munter, sie sprang auf und lief in die Küche, wo Frieda schwitzend am Herd stand. Gemeinsam bereiteten sie das Abendessen, sehr fett, wie Heinrich es liebte.

XI

Im scheidenden Tageslicht verließ Heinrich das Haus. Kathrin atmete auf. Mit einem Male überfiel sie tödliche Mattigkeit, alle Glieder erschlafften: Die aufgezwungene Ruhe, ihre zur Schau getragene Unbefangenheit hatten sie mehr Kraft gekostet, als sie selbst geglaubt hatte.

Sehr früh ging sie in die Kammer hinauf. Auf der Treppe verhielt sie den Schritt, sie hätte jetzt zu Alexej gehen mögen; die Sehnsucht nach seiner Nähe, nach einem guten, tröstenden Wort, quälte sie wie ein körperlicher Schmerz. Aber sie kehrte nicht um. Schwer auf das Geländer gestützt, zog sie sich Stufe um Stufe die Treppe empor.

Sie stand am Kammerfenster. Die Sonne war schon untergegangen, ein paar Wölkchen, von einem letzten roten Schimmer überhaucht, segelten eilig über den erblassenden Horizont. Der Wald versank in violette Dämmerung. Der Himmel erlosch.

Blaue Schatten zogen über die Wände herauf und verwischten alles Scharfe, Eckige in der Kammer. Die Frau saß auf dem Bett, reglos, auf den Knien die Hände flach ausgestreckt; sie lagen so still, so blaß, als gehörten sie nicht zu ihr. Das frische Leinen auf dem Bett duftete schwach nach Lavendel; Kathrin legte wie ihre Mutter stets ein paar Stengel

getrockneten Lavendels zwischen die Wäschestücke.

Kathrin kleidete sich nicht aus. Sie wartete.

Sie fuhr auf. Sie mußte doch eingeschlafen sein: Nun war es still im Haus, draußen zirpten die Grillen, und die Blätter der Pappel rauschten. Mondlicht erfüllte die Kammer. Kathrin richtete sich auf, sie erschrak. Auf den hellen Dielen lag ein schwarzes Kreuz, Längsbalken, Querbalken scharf umrissen, wie ein Grabkreuz.

Sie wußte mit einem Male, daß nichts, gar nichts gewonnen war, daß es keinen Aufschub gab und keine Flucht. Sie lauschte in die Nacht. Die Hoftür fiel ins Schloß, es hallte dumpf wie ein Schuß im nahen Wald.

Kathrin sprang auf, blickte gehetzt zur Tür, lief zum Fenster. Sie umklammerte das Fensterkreuz und starrte hinab in den Garten; er schien in unendlicher Tiefe zu liegen.

Schritte dröhnten auf der Treppe, sie zählte dem Geräusch nach die Stufen. Die dritte knarrte, die fünfte auch. Noch zwei, noch eine Stufe ...

Kathrin schloß die Augen. Sie versuchte, an Alexej zu denken, aber seine Gestalt verschwamm, sein Gesicht blieb wie hinter einer Nebelwand, grau in grau.

Sie richtete sich auf, die Schultern zurückgedrückt. Der Nebel zerflatterte.

Ein schwerer Körper schlug gegen den Pfosten. Die Tür wurde aufgestoßen. Da stand

der Mann auf der Schwelle, das Gesicht gerötet, mit geschwollenen Lidern; das Haar fiel in wirren Strähnen, stumpf und schweißnaß, in die Stirn.

Glitzernd aus wässerigen Augen fuhr ein Blick über die Frau hin. Sie erbleichte bis in die Lippen.

Blasse Tropfen Mondlicht sickerten durch die Luke im Dach. Der Russe lag im Stroh, die Knie an den Leib gezogen. Er schlief nicht.

Er fuhr auf: Da klappte die Hoftür. Katjuscha! dachte der Mann. Katjuscha! Und plötzlich überfiel ihn grenzenlose Angst, daß ihm kalter Schweiß ausbrach und sich sein Herz zusammenkrampfte. Er wußte, daß sie ihn jetzt brauchte, gerade jetzt, daß er bei ihr sein und sie mit seinem Leibe schützen mußte, weil sie allein war mit jenem Mann.

Alexej sprang auf, er stand mit erhobenen Händen, den Kopf gereckt, im bleichen Licht, und schwarz kreuzten sich die Deckenbalken über ihm. Mit schmerzhafter Spannung lauschte er: Kein Laut vom Hause . . .

Still waren Tiere und Bäume in dieser Nacht.

Da durchschnitt ein klagender Schrei, kurz und scharf wie der Ruf eines Nachtvogels, die atemlose Stille. Der Mann stürzte vor. „Kathrin!“ brüllte er. Er warf sich gegen das Tor, das von dem Anprall des schweren Körpers erzitterte. Aber festgefügt standen die Bohlen,

sie zerbrachen nicht von der Kraft des Verzweifelnden. Er hämmerte mit den Fäusten gegen das Holz, schreiend.

Der Hof, die Welt erwachte: Der Hund jaulte, riß an der Kette, dumpf rauschte die Pappel, rauschte der Wald, der See kochte, am Himmel dröhnten die Sterne – nicht zu übertönen vermochten sie den kurzen, klagenden Schrei, der zitternd über dem Aufruhr hing.

Alexej lag auf den Knien, die Stirn gegen den Torpfosten gepreßt: Kathrin, ich bin bei dir ... Sie haben mich eingesperrt wie ein Tier, wie einen tollen Hund – aber ich bin bei dir, jetzt und in aller Ewigkeit. Hörst du mich, Kathrin? Hörst – du – mich?

Keine Antwort. Kein Schrei mehr, kein Ruf, kein Laut vom Hof und aus dem Hause.

Spärlicher tropfte das Licht, der Mond wanderte am Himmel, das Gebälk versank. Tiefe Schatten krochen aus den Winkeln auf den Mann zu.

Die Frau fürchtete sich nicht mehr. Schützend hielt sie den Arm vor das Gesicht, aber sie schrie nicht unter den Schlägen, die ihre Brust und ihren Leib trafen. „Du Luder“, gurgelte der Mann, „du Saumensch.“ Er schlug mit der Faust, die Frau taumelte. „Hure, verfluchte!“ Er riß ihr den Arm vom Gesicht. „Russenhure!“

Sie stieß einen klagenden Schmerzensruf aus, kurz und scharf wie der Schrei eines

Nachtvogels. Eine Augenbraue war aufgeplatzt, Blut lief warm ud klebrig über ihre Wange. Sie fuhr sich mit beiden Händen ins Gesicht, sah Blut an ihren Fingern, stürzte. Ihr Hinterkopf schlug dumpf auf die Bettkante.

Der Mann wurde zu Stein. Da lag die Frau, ein armseliges schmales Bündel, auf der Diele, lag, die Arme zur Seite geworfen, im Schatten des Fensterkreuzes wie angenagelt.

„Kathrin!“ rief der Mann, und durch den roten Nebel von Schnaps und Wut, der sein Auge trübte und sein Gehirn, zuckte, grellweiß, lähmender Schreck: Du hast sie erschlagen!

Er beugte sich, schwer atmend, zu der Frau hinab. Ein dünner Faden Blut lief über ihre Wange zum Ohr und versickerte in dem hellen Haar. Er legte die Hand auf ihre Brust, er fühlte ihren Herzschlag und richtete sich auf. Ein törichtes Lächeln zitterte auf seinem gedunsenen Gesicht: „Sie lebt — Gott sei's gedankt!“

Schwerfällig tastete sich der Trunkene die Treppe hinab, holte Wasser und flößte es ungeschickt der Frau ein. Sie schlug die Augen auf, blicklose Augen.

Sie stammelte: „Es ist nicht wahr. Ich habe nichts mit ihm — er weiß von nichts. Ich schwöre dir —“

„Ja doch, ja doch“, sagte hilflos der Mann. Er hob sie auf und trug sie aufs Bett. „Es ist

nicht wahr“, flüsterte sie. „Ich schwöre dir —“ Heinrich saß auf dem Bettrand, sein Schädel dröhnte, er sagte: „Nein, es ist nicht wahr. Ich weiß doch, es ist nicht wahr.“

„Ich schwöre dir —“

„Ich glaube dir, Kathrin. Schlaf doch, Kathrin. Morgen —“

Sein Kopf fiel nach vorn, er schlief ein, schnarchend mit halboffenem Munde.

„Er weiß von nichts“, flüsterte die Frau. „Ich schwöre es dir. — Ach, Alexej ...“

Heinrich Marten hockte auf dem Trog neben der Pumpe und blinzelte mit trüben Augen in die Sonne. Sein Kopf schmerzte. Dieses Erwachen heute morgen! Diese schlimmen Träume heute nacht! Und der schlimmste kein Traum, sondern Wirklichkeit; Kathrin ging ja, still und bleich, mit einem Pflaster über dem rechten Auge durch das Haus, ging immer nur durch das Haus, tat nichts, sprach nichts, ging nur durch das Haus, treppauf, treppab, wie eine Geistesgestörte.

Im Flur hatte er sie gestellt heute morgen, hatte ein Wort sagen wollen, hatte gemurmelt: „Entschuldige, Kathrin —“ Sie hatte nur gelächelt, ganz fremd, ganz fern, und war weitergegangen.

Der Mann legte die Hand über die Stirn, er grübelte: Wie hat das nur kommen können? Wie hat er sich an der Frau vergreifen können — er, der immer gesagt hat, er würde es

nicht über sich bringen, seine Frau zu schlagen?

Der verfluchte Suff!

Er war in den Krug gegangen, ganz aufgeräumt. Da saßen so zehn, zwölf Bauern, alte zumeist, ein paar junge Burschen darunter.

Sie begrüßten ihn: lärmend die einen, mit Händeschütteln; die anderen ruhig, mit einem Kopfnicken, einem kargen Wort. Der Wirt holte unter dem Schanktisch eine Flasche hervor — einen guten, alten Kognak —, Heinrich gab eine Lage, eine zweite. Sie tranken, er erzählte von der Front, sie erzählten von der Arbeit, vom Dorf, von der Ernte. Sie erhitzten sich, sie wurden lauter, der Wirt füllte fleißig die Gläser nach — Herrgott, das war ein Kognak! Ein feines Tröpfchen!

Dann kam der Anders, der alte Giftpilz; der erkundigte sich ganz freundlich nach der Kathrin und wie er, Heinrich, daheim empfangen worden sei. Heinrich stutzte: Wieder dieser Ton, dieser feine Hohn wie am Nachmittag — Bosnickel, verfluchter!

Er fuhr auf: Was diese blöde Fragerei zu bedeuten habe? Die Bauern grinsten.

Er wurde unruhig, wurde wütend. Was die Kathrin sie anginge? Was, zum Teufel, mit ihr los sei! Die Bauern grinsten mit breiten Mäulern.

Er stand auf, stützte sich auf den Tisch, sah von einem zum anderen; sein Blick wischte den anderen das Grinsen von den Gesichtern.

Wäre er gegangen! Aber nein, es hatte ihn gekratzt, daß es da etwas mit der Frau gab, wovon er nichts wußte; er hatte den Anders geradeheraus gefragt. Der aber machte einen Rückzieher. Nichts wisse er, nichts habe er gesagt. —

„Halt so Weibergeschwätz", warf ein anderer ein.

„Was für Weibergeschwätz?" Heinrich, mit der Beharrlichkeit Angetrunkener, gab nicht nach, fragte, drohte, schrie. Da kam es denn heraus: Gott, na ja, die Weiber eben, was die so erzählen ... Dummes Geschwätz sicherlich, aber das Dorf sei voll davon: Die Kathrin habe was mit dem Gefangenen. Reg dich nicht auf, Heinrich, es ist ja bloß ein Gerücht, nichts dran wahrscheinlich, obwohl — trau einer den Weibern ...

Der schwere Mann hockte am Tisch, ganz still geworden, und stierte auf die fleckige Tischplatte wie blind. Die Kathrin — und der Gefangene, der dämliche Kerl, der keine drei Worte Deutsch sprach, der Lump, der miserable —

Die anderen redeten auf ihn ein; ein paar wollten ihn wirklich beruhigen, aber der Anders und die jungen Burschen machten sich einen Spaß daraus, ihn noch mehr aufzuputschen mit versteckten Bosheiten und scheinheiligem Bedauern.

Heinrich trank, viel zu schnell, drei scharfe Schnäpse. Auf einmal kam von der Tür eine

Stimme, eine junge, forsche Stimme: „Heil Hitler!"

„Heil Hitler!" sagte der Wirt; die anderen brummelten Unverständliches. Heinrich sah nicht auf.

Der Ortsbauernführer setzte sich zu ihnen an den Tisch: ein ganz schneidiger Kerl, noch jung, er trug immer Stiefel und braune Hosen und den Bonbon am Rockaufschlag und große Worte von Führer und Vaterland im Munde.

Die alten Bauern rissen Witze über ihn, sie schimpften auch zuweilen, aber wenn er bei ihnen saß, schwiegen sie.

Der Ortsbauernführer Lange hatte Augen und Ohren überall und dachte, er müsse von Amts wegen alles wissen, was im Dorf vorging. Aber es gab immer Dinge, die ihm verborgen blieben — Schwarzschlachtungen und so allerhand Klatsch, der den Ohren eines Mannes mit dem Bonbon am Rockaufschlag nicht zuträglich war. Er ahnte das, und eben deshalb saß er oft im Krug und spannte auf die Gespräche der Anders und Weckerlings und Frankes und der anderen Bauern, deren Wort etwas galt im Dorf.

Horst Lange merkte sofort, daß etwas vorgefallen war: Der Marten stierte wie ein Idiot mit verschwimmenden Augen vor sich hin, und die Männer um ihn hatten zu gleichgültige Mienen aufgesteckt. Weiß der Teufel, was für eine Schweinerei da wieder im Gange war! Und Horst Lange fragte, streng und ohne

Umschweife, da er von Amts wegen berechtigt war zu solchen Fragen.

Der Wirt verschwand stillschweigend im Hinterzimmer.

Die Männer und die Burschen hockten, abweisend die faltigen wie die glatten Gesichter, stumm im blau wölkenden Tabakrauch.

Der alte Anders sagte gleichmütig: „Die Frau von dem da“, und er wies mit dem Daumen auf Marten, „die soll ja wohl ein Verhältnis haben mit ihrem Kriegsgefangenen.“

Heinrich Marten zuckte auf. Auf einmal dachte er mit überraschender Klarheit: Dem Anders ist ja schon alles egal. Dem steht das Elend bis zum Halse. Er will ja am liebsten alle mit reinreißen in den Dreck, weil seine Grete auch drinsteckt ...

Er sah den Ortsbauernführer an, der war aufgesprungen, fliegende Röte auf dem noch jungen, schon zu scharfen Gesicht, er brüllte in die tiefe Stille. — Erst nach geraumer Zeit begriff Heinrich, warum der Mann so brüllte. Ganz langsam stand er auf, packte, über den Tisch hinweg, den Lange am Rockaufschlag und sagte, leise und mühsam: „Was schreist du da so rum? Die Kathrin melden? Meine Frau melden, ja? Weil dir ein paar Dummköpfe vorquatschen, daß sie was hat mit dem Russen, ja?“ Er wurde plötzlich laut, seine Stimme überschlug sich, wie sich in seinem Kopf die Wirtsstube überschlug mit dem Tisch und den Männern und dem affigen Kerl in

Schaftstiefeln, den er nie hatte leiden mögen. „Meine Frau geht dich einen Dreck an! Das mache ich mit ihr ab — und dich schlage ich tot, wenn du dich da einmischst, verstanden?“

Der andere, blaß und rot, versuchte vergebens den Trunkenen abzuschütteln, versuchte gegen die dröhnende Stimme aufzukommen, keuchte in Angst und Wut etwas von „höheren Stellen“.

„Meine Frau hat nichts mit dem Iwan, und sie wird nie was haben mit so einem! Darauf kannst du dich verlassen! Halt die Fresse — von wegen: höhere Stellen! Ich bin Soldat, Frontkämpfer, habe das EK I — da, siehst du —, und du? Treibst dich zu Hause rum, junger Kerl, weißt nicht, wie das im Krieg ist, schnüffelst hinter einer Soldatenfrau her — Schwein!“ Und er stieß Lange gegen die Brust, daß der taumelte und sich nur mühsam aufrecht hielt.

Zwei, drei Männer sprangen auf, Heinrich fegte sie mit einer weiten Armbewegung hinweg: „Schnauze — ihr alle! 'ne anständige Frau verdächtigen, was? Mit 'nem Russen — haha! Ausgerechnet! Fegt den Dreck vor eurer eigenen Tür — da liegt genug!“ Er warf ein paar Geldscheine auf den Tisch. Er schwankte, als er zur Tür ging, und auf der Treppe stolperte er. Die Nachtluft kühlte sein erhitztes Gesicht, und er hielt sich gerade auf dem Wege nach Hause.

Er empfand so etwas wie Befriedigung:

Denen hatte er es gegeben! Im tiefsten Inneren aber fraßen Zweifel: Wie, wenn sie recht hätten? Wenn etwas dran wäre an dem Geschwätz? Wenn er sich zum Gespött gemacht hätte vor dem ganzen Dorfe?

Dann kam er in die Schlafkammer, die Frau stand am Fenster, so aufrecht, so trotzig, so ganz anders als sonst — mit einem Blick, der alles wieder aufwühlte in ihm, daß er in sinnloser Wut zuschlagen mußte, gleichgültig, wohin.

Der verfluchte Suff!

Der Mann stemmte sich vom Trog hoch und ging ins Haus. Im Flur kriegte er Kathrin zu fassen, er packte sie am Arm und sagte schnell: „Ich glaube dir doch, Kathrin. Mit einem Russen — Quatsch. Alles Quatsch. Und das andere“, leiser, „ich weiß auch nicht, wie das über mich gekommen ist. Vergiß es, Kathrin.“

„Nein“, sagte sie. Sie war viel kleiner als er, aber es war, als schaue er zu ihr auf in seiner Unbeholfenheit. Sie sah den törichten Ausdruck in seinen runden braunen Augen, und sie setzte hinzu: „Es ist gut, Heinrich. Mach dir keine Gedanken mehr um mich. Es ist alles gut.“ Ganz gelassen befreite sie sich von ihm, ihr Gesicht war nicht einmal böse, eher freundlich, aber der Mann wußte mit einem Male, daß sie ihm entglitt, ja, daß alles zu Ende war.

Er wandte sich ab, den Kopf zwischen den

Schultern, sein breiter Rücken war gekrümmt, er ging über den Flur wie ein alter Mann.

Heinrich hatte die Frau niemals leidenschaftlich geliebt. Er hatte sie damals genommen in ihrer Unansehnlichkeit, weil sie ein paar Morgen Land mitbrachte, die er bei allem Fleiß nicht selbst hätte erarbeiten können. Aber er war ihr gut gewesen — auf seine Art —, er hatte sich an sie gewöhnt in den fünf Jahren ihrer Ehe, und er brauchte das bißchen Wärme, das sie ihm geben konnte. Und nun merkte er plötzlich, daß er in diesen fünf Jahren nichts von ihr gewußt, daß er nur ihren Körper umarmt hatte und nicht ihre Seele besessen — falls es da so ein Ding wie eine Seele überhaupt gab. Ihr Da-sein war ihm gewesen wie das tägliche Brot — Kirschen schmeckten freilich besser; er pflückte die Kirschen, wo sie sich ihm boten, aber das war doch alles nichts für die Dauer. Von Kirschen allein kann der Mensch nicht leben, das Brot braucht er doch immer, das ißt er sich nicht über, das andere ist bloß Zuspeise.

Nun hatte ihm die Frau das Brot zwischen den Zähnen weggezogen, und ihre Hand war so fest gewesen, daß er nicht toben konnte und sich nicht mit Gewalt das zurücknehmen, was mit Fug und Recht sein eigen war.

Sie gingen am Abend gemeinsam in die Kammer hinauf. Die Frau richtete das Bett, aber der Mann nahm wortlos seine Kissen und baute sich unten in der guten Stube auf dem

Sofa sein Lager. Er hatte so viele Nächte allein schlafen müssen, ohne die Wärme der Frau, daß er auch heute bald einschlief. Und sein Schlaf war so tief und gesund, daß er die Frau nicht hörte, die nachts in die Stube kam und lange im Dunkeln auf einem der harten Plüschsessel saß, sehr steif, weil an der Rükkenlehne die Spitzendeckchen mit Stecknadeln befestigt waren.

Wohl eine Stunde blieb Kathrin bei dem schlafenden Mann, und sie lauschte auf seine geräuschvollen Atemzüge und das Ächzen der Stahlfedern, wenn der Mann auf dem alten Sofa sich herumwälzte.

Als Kathrin dann endlich in die Kammer zurückkehrte, war alles gut und klar: Sie fürchtete diesen Heinrich Marten nicht, und sie haßte ihn auch nicht mehr. Er war jetzt weit weg von ihr — ein Wanderer auf der Landstraße, die fern am Horizont sich verengte bis in den einen Punkt, wo der Wandernde dem Auge entschwand auf Nimmerwiedersehen.

An diesem letzten Tage seines Urlaubs waren die beiden ganz freundlich miteinander. Heinrich werkelte auf dem Hof herum, es gab eine Menge Kleinigkeiten auszubessern, was so liegengeblieben war in der letzten Zeit, und Kathrin umsorgte ihn wie einen Gast, der einem nicht lieb ist und nicht leid.

Am Abend mußte Marten fort.

Er trug wieder die graue Uniform. Er

wirkte noch massiger in der Feldbluse, aber er trug das Gesicht eines kleinen Jungen über den mächtigen Schultern, als er Kathrin die Hand reichte. „Auf Wiedersehen“, sagte er, und es klang, als glaube er nicht mehr an ein Wiedersehen.

„Du kommst wohl nicht mit zum Bahnhof?“ fragte er und versuchte seiner Stimme einen festen und gleichmütigen Klang zu geben.

„Nein“, sagte Kathrin. Dennoch — es waren fünf Jahre gewesen, und Heinrich war nicht so laut und stark und gesund wie ehemals; darum hob sich die junge Frau auf die Zehenspitzen und küßte ihn auf den Mund. Sie schloß die Augen dabei und sah nicht sein schmerzliches Erschrecken, aber sie spürte es in seiner Umarmung.

Heinrich war schon am Nachbargehöft, als er sich doch umwandte. Kathrin hob die Hand und winkte mit dem Taschentuch. Noch einmal grüßte Heinrich zurück, dann entzog ihn die Wegbiegung den Blicken der Frau.

Kathrins erhobener Arm sank herab.

Der Mann in Uniform wanderte wieder den Weg entlang, den er vor zwei Tagen gekommen war, und er blickte nicht zurück. Hinter ihm versank das Dorf in der Umarmung des Waldes, minutenlang stand noch die Kirchturmspitze blinkend gegen den roten Himmel, dann verlosch auch sie.

Der Abend war mild, aber der Mann stapfte mühsamer noch durch den Straßenstaub als

damals in der Glut des hohen Mittags. Es war ihm, als sei der Hof abgebrannt hinter ihm; er ahnte dumpf, daß er zum letzten Male mit Kathrin unter dem Tor gestanden hatte.

Er fürchtete sich nicht vor den Schützengräben, vor Panzerrasseln und den Schreien Verwundeter; er sehnte sich nicht zurück nach seinem Dorf. Er spürte noch die Lippen Kathrins auf seinem Munde — und zum ersten Male in seinem lauten, gesunden, tätigen Leben war er von seinem geraden Weg im Gleichmaß der Gedanken abgeirrt. Da stand er im finsteren Dickicht fruchtloser Grübeleien und wußte nicht ein noch aus.

Im Zug traf er ein paar Kameraden, einer hatte eine Flasche Schnaps bei sich. Als sie die Flasche kreisen ließen, war Heinrich noch auf der einsamen Landstraße zwischen seinem Dorfe und der Stadt; aber dann zog einer Skatkarten aus der Tasche, und sie machten ein Spielchen auf einem Tornister. Die Flasche ging reihum, die Kameraden lachten und erzählten Witze, da war das Leben wieder einfach geworden. Heinrich erzählte eine Zote, die anderen klatschten sich auf die Schenkel. Er war wieder ganz drin in diesem Soldatendasein, er schimpfte auf seinen Spieß, tat einen langen Zug aus der Flasche — ach was, heute rot, morgen tot! — und schlief in dieser Nacht auf der harten Holzbank des Abteils fast so gut wie tags zuvor auf dem Sofa in der guten Stube.

XII

Kathrin lehnte an der Pappel. Die Hände auf dem Rücken verschränkt, blickte sie zur Wegbiegung, und unter ihren Fingern spürte sie die glatte graue Rinde des vertrauten Baumes. Der Mann war verschwunden, und der Abschied war so endgültig, als trennten sie nicht die paar Kilometer Landstraße, sondern jene letzten drei Fuß Erde.

Sie mußte sich umwenden: Alexej stand am Zaun hinter ihr und wartete schweigend. Sie winkte nicht und nickte nicht und lächelte ihm nicht zu; sie sah ihn nur an, und der Mann las in ihren Augen: Sie gab sich ihm ganz, ohne Furcht und Vorbehalte, unbeschwert von Vergangenheit und Zukunft.

Kathrin und Alexej gingen auf dem schmalen Rain, zwischen goldenen Mauern, hinab zum See. Ein lichter Waldstreifen trennte die Felder vom sanft abfallenden Ufer. Die schlanken Stämme der Kiefern flammten. Ein kühler Hauch wehte vom See herüber und brachte den strengen Geruch von Fischen, von moderndem Pfeilkraut und Wasserpest.

Sie setzten sich in den lockeren weißen Sand, dicht an den Schilfgürtel, der den See umspannte, nur hier und da durch schmale Lücken unterbrochen, durch die man ins Wasser steigen konnte.

Die letzten Strahlen der Sonne schlugen

eine Brücke über das Wasser. Der Mann hatte die Hand der Frau ergriffen, sie lauschten auf das Glucksen der Wellen im Schilf. Breit quakten Frösche, ein Fisch sprang schnalzend empor.

Kathrin sagte leise: „Früher habe ich oft hier gesessen, als Kind, weißt du. So habe ich mir das Paradies vorgestellt — so still, so voller Frieden — die Tiere sind gut zueinander, und sie sprechen mit den Menschen ..." Sie verstummte. Die Sonne ging unter, die goldene Brücke versank. Kathrin, in Gedanken verloren, blickte in ihren Schoß, sie sagte bitter: „Aber dann war alles ganz anders. Es gibt keinen Frieden auf der Welt, hier nicht und nirgendwo. Wir verstehen die Sprache der Tiere nicht mehr. Und die Tiere sind nicht gut zueinander, auch in dieser Traumstunde nicht. Jetzt steht der alte Hecht im Schilf und lauert auf Beute. Und die Frösche schnappen nach Fliegen, und die Vögel holen sich mitten aus dem tanzenden Schwarm die Mücken heraus. Alle bekämpfen sich, der Starke frißt den Schwachen. Ach, das Paradies ... Wo ist ein bißchen Frieden auf der Welt, Alexej?"

„Aber die Menschen!" sagte Alexej.

„Die Menschen . . .", wiederholte Kathrin schwach. „Sie sind ja noch schlimmer — Krieg ist überall, einer frißt den anderen, sie sind wie die Wölfe. Eltern verkaufen ihre Kinder — ich habe nicht einmal geweint, als mein Vater gestorben ist."

Der Himmel war grüne Seide, grauer Samt der See.

Der Mann legte den Arm um die Schultern der Frau. „Du mußt an die Menschen glauben, Katja“, sagte er. „Der Mensch ist gut, und es wird Frieden sein. Seit vielen tausend Jahren sehnen sich die Menschen nach dem Paradies, und sie sind dafür durch Dreck und Blut gegangen. Bis an den Hals ist es uns gestiegen in diesen letzten Jahren, und wir haben harte Gesichter gekriegt, weil wir Angst haben, das Blut müsse uns in den Mund laufen und uns ersticken. Aber nun muß sich doch alles wenden. Die Menschen haben gelernt in diesen Jahrtausenden, und das, was du Paradies nennen magst, ist nicht mehr so fern. Eines Tages wird es kein Elend mehr geben, keine Feindschaft und keinen Haß. Die Menschen werden in Frieden leben, jeder wird satt sein und glücklich. Wir dürfen wieder träumen, Kathrin ...“

„Das erleben wir nicht mehr, Alexej –“

„Die nach uns kommen, werden es erleben. In meiner Heimat haben wir den Anfang gemacht, und die Welt wird uns folgen.“

„Aber ihr seid auch im Krieg, ihr tötet –“

„Wir töten, um das Leben zu gewinnen.“

„Das ist so schwer zu verstehen, Alexej.“

„Es ist kein Widerspruch, Kathrin. Du mußt das verstehen lernen: Wir sind in den Krieg hineingezwungen, wir sind überfallen worden, wir müssen uns doch wehren, wir können uns

nicht einfach alles rauben lassen. Das begreifst du doch, nicht wahr?"

Kathrin wandte ihm den Kopf zu. „Wenn das alles wahr wäre, Alexej! Wenn man daran glauben dürfte: Kein Krieg mehr, kein Haß und Neid unter den Menschen, keine Armut. Das klingt wie ein Märchen . . ."

„Es muß Wirklichkeit werden, Katjuscha. Man muß nur daran glauben und sich dafür einsetzen mit Leib und Seele, dann ist es bald kein Märchen mehr."

„Wenn man dich so reden hört", sagte Kathrin versonnen, „dann hat man gar keine Angst mehr und keine Zweifel. Wenn du nur bei mir bleibst —" Der See schimmerte matt, in zartem Pastell; wie mit schwarzer Tusche auf dünnes violettes Seidenpapier hingezeichnet, stachen die Silhouetten der schlanken Schilflanzen in den Himmel.

Behutsam nahm Alexej Kathrins Kopf zwischen beide Hände und küßte sie auf den Mund und auf die Augen. Sie erwiderte seinen Kuß, ihr Herz schlug so rasch und hart, daß sie glaubte, der Mann müsse es hören. Seine Hand glitt über ihre Schulter hinab, schloß sich um ihre Brust. Sekunden ruhte die Frau in der Umarmung, dann war sie wieder Mädchen, die Nächte mit Heinrich hatte es nicht gegeben. Kathrin drängte den Mann zurück, sie sprang auf.

Verwirrt rief sie: „Ich möchte baden. Es ist so heiß, es war so heiß heute —" Sie stockte

und sah an sich hinab; sie konnte sich hier doch nicht ausziehen, sie hatte nicht einmal einen Badeanzug mit.

Alexej sagte schnell: „Ich drehe mich um. Dann kannst du dich ausziehen."

Noch zögerte Kathrin; der Mann hatte sich schon abgewandt. Kathrin sah sich scheu um, blitzschnell streifte sie das Kleid ab, stand einen Augenblick nackt und hell im lockeren Sand und lief in das aufspritzende Wasser. Ohne sich umzusehen, schwamm sie ein paar Meter hinaus in den See; lau umschloß das Wasser ihren Leib, winzige Wellen schwatzten dicht an ihren Ohren — sie fühlte sich jetzt geborgen.

Alexej sprang ins Wasser. Kathrin ließ sich sinken. Als sie wieder auftauchte, schüttelte sie das nasse Haar, prustete und lachte. Sie hatte die Angst abgespült, ihre Augen waren klar, sie rief: „Fang mich, Alexej!" und flüchtete.

Sie schwamm schlecht — Alexej hatte sie mit ein paar kräftigen Stößen eingeholt und griff nach ihrem Fuß. Sie schrie auf vor Schreck, und sofort ließ er sie los.

Das Wasser war jetzt fast schwarz. Kathrin wies zum anderen Ufer hin, da schwammen inmitten dunkelgrüner runder Blätter ein paar weiße Seerosen.

„Soll ich dir welche abpflücken?" fragte Alexej.

„Ach nein", sagte Kathrin rasch, „es gibt dort



Schlinggewächse, du kommst nicht wieder raus, wenn sie dich fassen — da ist im vorigen Jahr ein Junge ertrunken."

„Denkst du, ich wag's nicht?" Er war schon im Gewirr der tellerrunden Blätter, rasch und geschickt brach er ein paar Seerosen. Sie hatten sich zur Nacht geschlossen, ihre milchweißen seidigen Blütenblätter lagen fest übereinander, hier und da rosig überhaucht.

Kathrin stieß mit den Füßen auf schlammigen Boden. Sie kauerte sich nieder, die Knie bis ans Kinn gezogen; sie wurde sich plötzlich wieder ihrer Nacktheit bewußt und wagte nicht, sich aufzurichten.

Der Mann schwamm zu ihr heran, in der Rechten schwenkte er drei Seerosen. Abwehrend hob Kathrin die Arme. „Nicht, Alexej — das sind Totenblumen, die darfst du mir nicht schenken!" — Er war jetzt ganz dicht vor ihr. Lächelnd schüttelte er den Kopf.

„Wie kannst du nur so etwas sagen! Totenblumen ... Schau nur, wie schön: weiß und rosa und die Blätter so zart wie ganz feine Seide ..."

Widerwillig griff Kathrin zu, sie erschrak und rief: „Aber alle sagen, daß sie Unglück bringen! Wer sie pflückt, muß im selben Jahr noch sterben." Sie sprang auf, die Tropfen sprühten von Brust und Rücken; mit weitem Schwung warf Kathrin die Seerosen ins Wasser; sie trieben, sanft schaukelnd, auf den Wellen.

Die Frau ragte schmal und hell im Ufersand, aus ihren Haaren rannen die Tropfen über Brust und Rücken; sie zitterte, als der Mann sich erhob und mit zwei, drei Schritten auf sie zukam. Das Wasser gurgelte um seine Füße. Er umschlang Kathrin, an seiner Brust flüsterte sie: „Wenn dir etwas Böses geschähe, Alexej — ich müßte sterben.“

Er hob sie auf und trug sie ans Land. Er beugte sich zu ihr hinab, sie strich über sein feuchtes Haar. Sein Atem streifte ihre Wange, sie warf ihm die Arme um den Nacken und zog seinen Kopf an ihre Brust.

„Katjuscha, Liebste —“

XIII

Über dem abgeernteten Feld zitterte die Luft vor Hitze.

Bleigrau flimmerte der Himmel, wo er die Erde berührte, und die Sonne schoß weißglühende Pfeile fast senkrecht hinab auf die drei Menschen. Träge zogen die Pferde an, die Räder des Ackerwagens malmten den Staub zwischen den Stoppeln.

Frieda, den Rock bis hoch über die runden Waden geschürzt, reichte Garbe um Garbe hinauf mit einer Kraft und Gewandtheit, die der des Russen kaum nachstand, und Kathrin mühte sich schwer atmend Schritt zu halten.

Sie stand auf dem Wagen; aus dem staubgrauen Hemd – die Bluse lag längst am Wege – rundeten sich braungebrannt Schultern, Arme und Hals. Sie hatte nicht einmal Zeit, den Schweiß vom Gesicht zu wischen, er brannte auf ihrer Haut, die rauh und zerstochen war von Tausenden in der Luft wirbelnder winziger Grannen.

Die junge Frau würgte Übelkeit, in kurzen Abständen preßte eine eiserne Faust ihr schmerzhaft den Magen zusammen, sie wußte nicht: War es die Hitze, die ekle Feuchtigkeit, die ihr das Hemd an den Rücken klebte, oder wütender Hunger. Sie hatte am Morgen nichts essen können, das Brot widerte sie an, Wurst konnte sie schon tagelang nicht mehr vertragen, sie hatte sich mit ein paar Schlückchen Malzkaffee begnügen müssen.

Ihre Bewegungen wurden immer langsamer, kaum noch vermochte sie die erschlafften Arme zu heben. Sie bemerkte den besorgten Blick Alexejs, als er ihr eine Garbe hinaufreichte, und sie nahm ihre letzte Kraft zusammen, ihn nicht zu ängstigen. Jetzt eine Stunde ruhen dürfen, eine halbe, eine Viertelstunde nur, im Schatten liegen, tief atmen ... Ach, und die Garbenzeile war noch so lang, Frieda würde nicht eher rasten, sie konnte arbeiten wie ein Pferd, sie war stark und gesund – und das Korn mußte rein, es konnte am Abend ein Gewitter geben.

Kathrin taumelte, vor ihren Augen begann

das Feld zu kreisen, drehte sich schneller und schneller in wahnwitzigem Tanz, sie fiel vornüber und wäre vom Wagen gestürzt, hätte nicht Alexej, der sie keine Minute aus den Augen ließ, ihr die Arme entgegengestreckt und sie aufgefangen.

Aus weiter Ferne dröhnte Friedas Stimme an ihr Ohr, sie verstand die Worte nicht, aber sie wand sich aus den Armen des Russen; selbst in ihrer Ohnmacht vergaß sie nicht die Wachsamkeit der Schwägerin, so tief war das Bewußtsein ständig drohender Gefahr in ihr Hirn gebrannt. Wie eine Trunkene torkelte sie mit engen Schritten über die starrenden Stoppeln, und sie spürte nicht den Schmerz an ihren nackten Füßen. Sie kam bis zum Feldrain, dort erbrach sie sich.

In plumpem Trab kam Frieda gelaufen, sie hatte es nun doch mit der Angst gekriegt, sie erschrak vor dem tränenfeuchten, qualvoll zuckenden Gesicht Kathrins.

„Nu, nu, was hast du denn? Wirst doch nicht etwa krank — jetzt mitten in der Ernte?" Schwach schüttelte Kathrin den Kopf.

„Ach Gott, das hätte noch gefehlt", jammerte die Schwägerin, „der Roggen muß rein, wir schaffen die Arbeit sowieso kaum." Sie schob Kathrin die derbe Hand unter den Kopf; heißer Atem und säuerlicher Schweißgeruch schlugen der Jungen ins Gesicht. Sie richtete sich mit Anstrengung auf, ihr Blick fiel auf den Russen; er stand ein wenig abseits,

mit hängenden Armen, sein breites Gesicht war ganz grau vor Schreck.

„Es ist nichts“, flüsterte Kathrin. „Mir ist schon wieder besser.“ Ohne Hilfe erhob sie sich, unwillkürlich streckte Alexej die Arme gegen sie aus. Kathrin stand schon, leicht schwankend, und lächelte ihm zu. „Wirklich, mir ist wieder gut.“

Sie fuhr herum.

„Heil Hitler!“ schmetterte die schneidige Stimme des Ortsbauernführers. Er hatte den Arm zum Gruß hochgeworfen und stand straff; er trug trotz der Hitze die braune SA-Hose und Schaftstiefel. Das Parteiabzeichen funkelte wie eine bösartige Spinne am Hemdkragen — die Bauern witzelten, er trüge es sogar am Nachthemd.

„Was passiert?“ Vor Frauen kehrte er gern den Forschen heraus, sprach knapp und streng — er wußte wohl, daß sie alle einen Pik hatten auf ihn.

„Nischt is“, brummte Frieda. Sie konnte den Lange nicht leiden: ein junger Kerl mit gesunden Knochen — und trieb sich zu Hause rum, hatte nie die Front zu schmecken gekriegt. „Kleiner Sonnenstich“, und sie wandte sich ab, den Rock hinten noch höher raffend, daß es fast wie eine derbe Herausforderung wirkte.

Der hurtige Blick des Mannes sprang von Kathrin zu Alexej, er hob die Nase witternd wie ein Jagdhund: Seit Wochen schon schlich

er um das Gehöft der Martens, jener Abend im Krug ließ ihm keine Ruhe. Er vergaß es dem Heinrich Marten nicht, daß er ihn damals vor allen Bauern runtergeputzt hatte, er glaubte auch nicht an die wütenden Beteuerungen, daß es keine Vertraulichkeit gebe zwischen dem Gefangenen und der Bäuerin, er hatte von Amts wegen mißtrauisch zu sein — in seinem Dorf duldete er keine Schweinereien! Das wäre doch der Gipfel — da läßt sich, sozusagen unter seinen Augen, eine deutsche Frau mit einem Fremdstämmigen ein, einem rassisch Minderwertigen! Bei uns nicht, Puppe, bei uns nicht!

Er musterte verstohlen den Russen: Der war zwar blond und blauäugig — nordischer Einschlag, wer weiß woher —, aber die hohen Backenknochen und der runde Schädel verrieten den Slawen. Er war ja überhaupt dagegen, daß Bolschewiken auf den Höfen arbeiteten, die Brüder machten einem nur Scherereien. Da war neulich im Nachbardorf einer ausgerissen, er war nicht weit gekommen, gewiß — aber den Ortsbauernführer hatte die dumme Geschichte das Amt gekostet.

Freilich konnte er der Marten nicht so einfach den Gefangenen wegnehmen, gerade jetzt während der Ernte, noch dazu ohne ersichtlichen Grund. Das dicke Weib, die Frieda, würde ihm ins Gesicht springen, und mit der Ablieferung würde es auch übel aussehen auf einem Hof ohne Mann.

Frieda blickte über die Schulter zurück: „He, was stehst du noch rum?" schrie sie herüber. „Wenn du nichts zu tun hast, brauchst du's bloß zu sagen – wir können noch ganz gut Hilfe vertragen."

„Halt's Maul", brummte Lange. Diese großschnäuzigen Weiber! Laut rief er: „Wollte mit dir noch sprechen wegen der Ablieferung –"

„Verrückt geworden, was?" keifte Frieda zurück. „Unsereins hat in der Ernte anderes zu tun."

„Ich komme dann nächstens mal bei euch vorbei." Damit war der Rückzug gedeckt, er trollte sich, unzufrieden, verärgert: Einen Ton schlugen die Frauen an, seit die Männer nicht mehr zu Hause waren! Und hatten dabei einen geistigen Horizont vom Umfang ihres Topfdeckels, begriffen nicht, daß die Arbeit in der Heimat mindestens genauso wichtig war wie die an der Front – schließlich mußten Versorgung und Nachschub gesichert sein, und dazu brauchte die Partei Männer wie ihn im Hinterland.

Verstohlen sah er zurück: Die junge Bäuerin und der Kriegsgefangene gingen langsam über das Feld zum Ackerwagen hin, sie gingen wie zwei, die sich fremd sind, in ein paar Meter Abstand voneinander. Er hatte keine vertrauliche Geste, keinen heimlichen Blick zwischen ihnen erspähen können. Dennoch sagte er sich, daß dieses Geschwätz im Dorf, das ihm so zufällig zu Ohren gekommen war,

nicht ganz aus der Luft gegriffen sein könnte. Holzauge, sei wachsam . . . Und er pfiff, sehr laut und beinahe richtig, ein paar Takte aus seinem Leib- und Magenlied: „Es geht alles vorüber, es geht alles vorbei . . .“

Was der Kerl immerzu herumspionieren muß? dachte Frieda. Überall steckt er seine Nase rein, der Schnösel ... Sie rief Kathrin zu: „Geh mal heute abend zu der Meinhardt rum, laß dir was verschreiben. Morgen kommt der Roggen dran, da mußt du wieder auf den Beinen sein.“

Kathrin nickte abwesend. Gott, was verschreiben lassen – ein paar Tropfen oder Tabletten, die konnten ihr auch nicht helfen ... Schwerfällig stieg sie auf den Wagen und begann wieder Garben zu schichten. Ach, das ging so langsam! Da warf Frieda auch schon die Forke hin, schimpfend und keuchend arbeitete sie sich auf den Wagen hinauf. Was die Kathrin, diese Handvoll, schon schaffte! Derb drängte sie die Junge zur Seite, brummte etwas von „ausruhen“ und „hinsetzen“, und dankbar wich Kathrin.

Zögernd ruckte der Wagen vorwärts. Grau stieg der Staub. Dann harrten die Pferde wieder reglos, mit hängenden Köpfen, im Sonnenglast.

Kathrin kauerte am Weg, im spärlichen Schatten struppiger Ginsterbüsche. Wie wenige Tage erst waren verflossen – da ging sie hier mit Alexej, weich wiegte sich das

Korn im Abendwind. Sie lagen in der Umarmung des Feldes und sahen hinauf in den Sternenhimmel, und die Hände des Mannes waren warm und gut wie diese Nächte.

Nun streckte sich dürr der Stoppelacker, eine riesige Greisenhand, nackt und welk.

Die Frau schloß die Augen. Sie fröstelte in der Glut des hohen Mittags. –

Kathrin hockte auf der Pritsche im Schwesternzimmer, die Hände um die hochgezogenen Knie gefaltet, und dachte, es sei doch eigentlich ganz sinnlos, hierherzukommen mit der Gewißheit, daß Lügen nichts half und die Wahrheit alles nur schlimmer machte.

Trude Meinhardt saß ihr gegenüber, sehr dienstlich in einer knisternd-weißen Kittelschürze, unter der schwachen Birne, die einsam von der Decke baumelte. Ihre dunklen Augen prüften aufmerksam das Gesicht der jungen Frau, es war verschlossen, der Mund verpreßt in ratlosem Trotz.

„Du hast keinen Appetit mehr?"

„Nein."

„Dir ist morgens übel? Du mußt oft brechen?"

Zögern. „Ja."

Langsam ging Trude zu ihrem Arzneischrank, nahm ein längliches blaues Schächtelchen heraus; sie sprach zur Wand hin: „Das kann ich dir geben gegen Übelkeit. Ob es hilft, weiß ich nicht." Sie wog das Schächtelchen in der Hand. Plötzlich fuhr sie herum, ihre

Augen funkelten, sie rief heftig: „Warum sprichst du dich nicht aus, Kathrin? Glaubst du, ich bin so dumm, daß ich nicht merke, was mit dir los ist?“ Und leiser: „Ich habe zwei Kinder zur Welt gebracht –“

Lautlos knickte Kathrin in der Mitte ein. Ihre mageren Schultern bebten.

Trude riß sie hoch. „Es ist also wahr! Ach Gott, ach Gott!“ Die große Frau starrte der anderen ins Gesicht; sie hatte zuviel tragen müssen in den letzten Jahren, sie hatte sich beherrschen gelernt, und das Erschrecken stieg nicht mehr aus dem Herzen in ihr Gesicht. Aber ihre Stimme hatte so geklungen, daß die Kathrin mit einem Male das Maß der ihr bestimmten Leiden erkannte.

„Was soll ich tun, Trude? Ich habe es geahnt und nicht glauben wollen – es ist so wunderbar und so schrecklich. Ein Kind – oh, Trude, immer habe ich mir ein Kind gewünscht.“ Sie schrie: „Aber sie werden es mir wegnehmen, ich darf es nicht zur Welt bringen –“ Ihre Stimme splitterte.

Trude trat ans Fenster. Finstere Wolken hatten sich vor die Sterne geschoben. Fern zuckte Wetterleuchten, grollte Donner. Ein Gewitter zieht herauf, dachte die Frau.

„Hilf mir doch“, wimmerte Kathrin.

Trude, zögernd, kam auf Kathrin zu und nahm deren Hände. Hastig flüsterte sie, und sie wich den bittenden Augen der Kathrin aus: „Es gibt nur einen Weg – wenn es noch kei-

ner weiß ... Ich habe so etwas noch nie gemacht, aber ich glaube schon, ich könnte es —"

Die junge Frau legte die Hand auf ihren Leib: Es war ja nicht einmal Mord, das da drinnen hatte noch gar nicht zu leben begonnen, es würde keinen Schmerz spüren . . .

„Du kannst doch erst im Anfang des zweiten Monats sein", flüsterte Trude. „Da ist es noch gar kein richtiges Kind, es ist ganz gestaltlos, hat keine Augen und Ohren und keine Glieder, es fühlt auch noch gar nichts."

... ‚Katjuscha', Alexej preßt seine Lippen auf ihren Mund, seine Hände sind warm und gut wie die Nacht am See. Auf den Wellen schaukeln die Seerosen, verschlafen zwitschert ein Vogel. Kathrin sieht hinauf zum Himmel, die Sterne fließen zusammen mit den hellen Augen des Mannes, dicht über ihrem Gesicht steht ihr Glanz, er dringt bis in ihr Herz — ach, Alexej . . .

„Es ist sinnlos, das Kind auszutragen", sagte Trude. „Diese böse Zeit — wir wissen nicht, was uns morgen geschieht; wir wissen nicht, wann dieser Krieg zu Ende geht, ob wir das Ende überhaupt noch erleben."

... ‚Aber die Menschen!' sagt Alexej. ‚Eines Tages wird es kein Elend mehr geben, keine Feindschaft und keinen Haß. Die Menschen werden in Frieden leben, sie werden satt sein und glücklich. Wir müssen daran glauben und dafür kämpfen, Kathrin — dann dürfen wir wieder träumen . . .'

Kathrin hob den Kopf. „Ich will das Kind behalten“, sagte sie. Das war endgültig.

Trude stand auf, sie strich mit beiden Händen ihre weiße Kittelschürze glatt.

„Vergiß, was ich sagte.“ Ihr strenges, schmales Gesicht war rot vor Scham.

„Es ist Alexejs Kind.“ Kathrin lächelte schüchtern. „Er sagt, eines Tages wird Friede auf der ganzen Welt sein. Die nach uns kommen, werden es erleben —“

„Ich wünsche dir alles Glück der Erde“, sagte Trude. „Behalt dein Kind — vielleicht erlebt es das wirklich: Frieden, Ruhe, Sicherheit ... Die Menschen sind gut zueinander — ach, Kathrin ...“ Sie weinte.

Leise verließ die junge Frau das Schwesternzimmer. Vor der Tür packte sie aufkommender Sturm. Die Bäume bogen sich ächzend, mit zitternden Blättern. Blendend züngelte ein Blitz durch die Nacht, lauter rollte der Donner. Schon fielen die ersten schweren Tropfen, feucht und streng rochen Erde und Luft.

Ganz ruhig ging Kathrin die Dorfstraße hinab. Dichter fiel der Regen, willig überließ sie ihm Gesicht und Arme. Sie war naß bis auf die Haut, als sie den Hof erreichte.

„Wie siehst du aus?“ rief Frieda. „Zieh dich um, du kannst dich erkälten.“

Kathrin erschrak. Sie konnte sich erkälten, wirklich, es würde dem Kinde schaden. Sie riß sich die nassen Sachen vom Leib und rieb

sich trocken mit einem Eifer, daß Frieda brummte: „No, so schlimm ist es ja nun auch wieder nicht! — Übrigens, was hat denn die Meinhardt gesagt?“

„Nichts Besonderes. Ich bin nicht krank, ein bißchen Unwohlsein“, murmelte Kathrin ins Handtuch. Jetzt erst fiel ihr ein, daß sie die Tabletten vergessen hatte. Sie würde sie nicht holen — in solchen Dingern war immer Gift drin, es konnte dem Kinde schaden. Das bißchen Übelkeit . . .!

Sie konnte schon wieder lachen, als Frieda — „werd bloß nicht krank, morgen muß der Roggen rein“ — ihre eigene wollene Nachtjacke brachte und sie Kathrin aufzwang, der das formlos weite Ding lächerlich um die schmalen Glieder schlotterte.

Kathrin ging durch den reifen Sommer.

Was auch immer sie sprach und tat, ihre Gedanken weilten bei dem Kinde, das in ihr wuchs. Sie lachte viel und sang oft, sie war von nie gekannter Freundlichkeit gegen die Frauen im Dorf, und sie konnte an keinem spielenden Kinde vorübergehen ohne ein gutes Wort.

Wenn sie sich über einen Kinderwagen beugte, errötete die Mutter vor Stolz — mit so viel staunendem Entzücken betrachtete Kathrin die winzigen perlmuttfarbenen Nägel an den runden Händchen des Kindes.

Schwer war die Arbeit in der Erntezeit. Die

junge Frau litt oft unter Rückenschmerzen, aber sie klagte nie. Trotz ihrer Müdigkeit lag sie des Nachts lange wach, und sie betastete ihren Leib. Sie dachte niemals an die Zukunft.

Kathrin hütete ihr Geheimnis — selbst vor Alexej. Sie ahnte bang, er werde weiter denken als sie, sich sorgen —

XIV

Es war schon September, die Bäume wurden müde, und träger krochen die Morgen herauf, da kam Grete Anders ins Dorf zurück.

Sie war gegen Mittag gekommen. Beim Essen um ein Uhr wußte schon das ganze Dorf, was mit ihr los war. Es gab keine Küche, in der nicht darüber geklatscht wurde — schadenfroh oder bedauernd: Man sah es dem Mädchen ja an, es war mindestens im fünften Monat, und der alte Anders hatte einen Spektakel gemacht, daß es häuserweit zu hören gewesen war.

Jetzt stand der alte Mann in der guten Stube, und vor ihm saß, die Hände über dem starken Leib gefaltet, das Mädchen, ganz gelassen, beinahe freundlich dem Großvater ins Gesicht schauend. Der war erschöpft, sein welkes Kinn zitterte, seine Wut war tiefer Ermattung gewichen. An der Wand lehnte der Ortsbauernführer und redete auf ihn ein,

wohlwollend, verständnisvoll, der feine Unterton von Spott war kaum herauszuhören.

Der Alte stützte sich auf den Tisch, er mußte ruhig bleiben, es stand übel um seine Sache, das hatte er sogleich gemerkt, als Lange — von Grete geholt — ins Haus gekommen war. Und der junge Bengel sprach zu ihm, dem um dreißig Jahre älteren, wie zu einem unfolgsamen Kinde: „... Überleg es dir, Anders, überleg es dir sehr gut, ob du die Grete rausschmeißt. Sie trägt ein Kind von einem SS-Offizier. Denk bloß mal: SS ... Das ist Elite, Anders, da kann jede Frau stolz drauf sein."

Das habe ich doch alles schon mal gehört, dachte der Bauer. Er brauchte nicht gar so weit zurückzugehen: Im Juli hatte er Heinrich Marten getroffen und ihn auf seinem Wagen mitgenommen, der hatte ihm ähnliches gesagt. An seinem Ohr flutete ungehört vorüber das Geschwätz von „Ehre", von „deutscher Frau" und „Mutterschaft" — Er grübelte: Das ist die Strafe, weil ich dem Heinrich seine Kathrin angeschwärzt habe vor diesem Schnösel, dem Lange. Ich hätte das Maul halten sollen, ich hatte ja keine Beweise, hab' den Lange bloß scharfgemacht — jetzt kriege ich die Strafe dafür . . .

„Kurz und gut, die Grete bleibt im Haus, bis das Kind geboren ist."

Sie weiß nicht einmal, von wem es ist, dachte der Alte. Wenn die Marten wirklich

was hat mit ihrem Russen — na, gut. Aber über die Grete ist ein Dutzend Soldaten gekrochen — was ist da schlimmer?

Er sagte dumpf: „Ich dulde in meinem Haus keine Hure. Soll sie hingehen zu ihren Kerlen, wo sie hergekommen ist."

Grete biß sich auf die Lippen, aber ihre braunen Augen blieben blank. Lange war aufgefahren, fliegende Röte auf dem Gesicht.

„Du weißt nicht, was du redest, Anders! Ich spreche im Namen der Partei, und ich befehle —" Er hatte sich doch im Ton vergriffen.

Der alte Mann wachte auf, er stieß das faltige Kinn vor; unvermittelt schrie er auf: „Raus! Du Hurenmensch! Raus, verfluchter Kerl! Soll sie den Bankert auf der Straße werfen, sollen die Schweine dafür aufkommen, die sie im Bett gehabt haben." Greisenhaft dünn, überschlug sich seine Stimme. „Ich scheiße auf euch alle, ich lasse mir nichts befehlen, und schon gar nicht von deiner Partei! Schweine alle miteinander! In den Dreck tretet ihr alles — Ehre —" Er spuckte aus, sein dürres Gesicht lief blau an, er gurgelte Unverständliches, erstickt vor Wut. Die beiden waren schon gegangen.

An demselben Abend noch wurde der Bauer Anders verhaftet. Seine Enkelin zog in das Haus ein mit Sack und Pack; sie hatte viele Kleider, auch das Organdykleid, rosa Bollchenfarbe, war darunter. Das konnte sie freilich nicht mehr tragen, sie war schon zu dick.

Ihre Mutter wagte nicht zu mucksen, sie weinte viel um ihren alten Schwiegervater. Sie fragte niemals nach dem Vater des Kindes, das ihre Tochter, frech und selbstbewußt, erwartete; nur manchmal sah sie das Mädchen von der Seite an, und in ihren verweinten Augen war ratlose Verwunderung: Sie sollte dieses hübsche, freche, fremde Geschöpf geboren haben ...

Eine knappe Woche später kam der Bauer zurück. Niemand erfuhr, wie es ihm ergangen war und warum sie ihn hatten laufen lassen. Er hatte kaum noch Zähne im Munde und trug jetzt immer eine Mütze; sein Schädel war kahl geschoren, und quer darüber zogen sich ein par dunkelblaue breite Striemen.

Anders war jetzt uralt. Er mummelte beim Sprechen, und unversehens fingen seine Hände an zu zittern. Man sagte, er sei nicht mehr ganz klar im Kopfe. Er kümmerte sich nicht um den Hof; wenn er der Grete begegnete, fletschte er die Zähne und gurgelte Unverständliches.

Das Mädchen lächelte dann, ging gelassen, beinahe freundlich, den starken Leib vorgestreckt, an dem haltlos Zitternden vorüber.

Rote und blaue Astern wippten auf hohen Stengeln. Die Buschbohnen waren schon dürr, man würde sie bald brechen können. Reife Kürbisse lugten unter riesigen Blättern hervor.

Kathrin stand auf der Leiter. Sie mußte sich

mit einer Hand festhalten, ihr wurde jetzt leicht schwindlig. Sie pflückte Äpfel. Die waren warm von der Spätsommersonne, und wenn man hineinbiß, sprudelte der süße Saft. Kathrin blinzelte durch die Zweige: In dem anderen Baum hockte, vom Geäst halb verdeckt, der Russe.

Sie klomm ein paar Sprossen höher hinauf, sie mußte sich hochrecken, um die letzten Äpfel in der Krone zu erreichen.

Plötzlich griff sie sich an die Brust und stürzte lautlos hinab.

Alexej trug sie ins Haus; sie hatte sich keinen ernstlichen Schaden zugefügt. Ein paar Tage später schon spürte sie keine Schmerzen mehr. Seitdem aber litt sie unter Angstzuständen, sie stieg auf keine Leiter mehr, kaum wagte sie sich noch auf die Straße, jeder Laut ließ sie zusammenfahren.

Frieda nahm das nicht tragisch: Junge Frauen werden ein bißchen wunderlich, wenn der Mann lange nicht zu Hause gewesen ist, sie kriegen „Nerven“, aber das vergeht wieder.

Anders Alexej. Er beobachtete Kathrin auf Schritt und Tritt, er hielt sich immer in ihrer Nähe — er vergaß nicht ihr weißes, entstelltes Gesicht von damals, als er sie unter dem Apfelbaum aufgehoben hatte.

Manchmal, des Nachts, wenn sie bei ihm lag, forschte er behutsam nach der Ursache ihrer seltsamen Unruhe; aber sie schüttelte nur stumm den Kopf zu seinen Fragen und Vermutungen.

Es war noch einmal heiß geworden, zwei, drei Tage lang. Am dritten Tage zogen gegen Abend finstere Wolken auf. Fern murrte Donner. Unruhig lief Kathrin im Hof und im Hause umher, jetzt quälte sie wieder diese unverständliche Furcht; sie beobachtete die bizarren Wolkengebirge, die sich am Himmel türmten, stahlblau mit schwefelgelben Rändern, als ginge die Sonne unter hinter gewaltigen Bergen.

Sie hoffte, das Gewitter möge vorüberziehen, solange es noch hell war, aber es wurde Abend und Nacht, und nur zögernd rückte das Unwetter näher.

Kathrin lag im Bett, ihre Finger zupften an dem leinenen Bezug, der schwach nach Lavendel duftete. Bebend drückte sie sich in die Kissen. Der Wind heulte ums Haus, warf Sand gegen die Fensterscheibe, sekundenlang wurde es von Blitzen hell in der Kammer.

Kathrin zuckte auf beim ersten mächtigen Donnerschlag, ihre Hand fuhr unwillkürlich hinab zu ihrem Leib, mit einer Gebärde, als wolle sie das Ungeborene schützen. Trocken prasselte Hagel. Das Haus erzitterte. Kathrin glaubte, noch nie ein so schlimmes Gewitter erlebt zu haben.

Plötzlich sprang sie, geschüttelt von Angst, aus dem Bett, hetzte, nur dürftig bekleidet, die Treppe hinab und aus dem Haus. Der Sturm packte sie und schleuderte sie gegen die Wand. Er verschlug ihr den Atem, müh-

sam tastete sie sich vorwärts. Sie rüttelte am Scheunentor. Es war nicht verschlossen. Frieda war nachlässiger geworden; sie hatte sich so an den Gefangenen gewöhnt, daß sie an Flucht nicht mehr glaubte.

Alexej zog die schluchzende Frau an sich. Er strich ihr zärtlich das feuchte Haar aus der Stirn; in seinen Armen beruhigte sie sich, ihr Herz hämmerte nicht mehr so wild gegen die Rippen.

Sie hörten nicht mehr, wie der Wind die nur angelehnte Tür aufriß und gegen die Wand schlug.

Frieda wälzte sich schlaflos im Bett. Das war wieder eine wüste Nacht! Hölzern klapperte der Laden vor ihrem Fenster. Sie hatte ihn wohl nicht fest genug geschlossen, der Sturm konnte die Scheiben eindrücken. Frieda verspürte durchaus keine Lust, jetzt aufzustehen und den Laden zu schließen, aber plötzlich fiel ihr ein, daß im vorigen Jahr bei einem Unwetter die Kühe sich losgerissen und in ihrer Angst eine tolle Unordnung im Stall angerichtet hatten.

Sie lauschte in das Getöse. — Immerhin trug sie die Verantwortung, sie mußte doch noch einmal aufstehen und nach den Kühen sehen. Wie sollte sie es vor Heinrich verantworten, wenn etwas passierte mit dem Vieh?

Der Gedanke an Heinrich gab den Ausschlag. Seufzend schob sich die schwere Frau aus dem Bett, warf sich den Rock über, zün-

dete die Kerze in der Stallaterne an und tappte, barfuß in Holzpantinen, durch die Küche und über den Hof.

Die Kühe traten unruhig in ihren Boxen hin und her, aber sie hatten sich nicht losgerissen. Frieda verließ den Stall, da fiel ihr Blick auf die Scheune, und ihr wurde eiskalt bis in die Fingerspitzen: Schwarz gähnte die Toröffnung, der Wind spielte mit der Tür. Der Russe! Geflohen! Frieda griff sich an die Brust, siedendheiß überfiel sie das Bewußtsein ihrer Schuld — sie hatte versäumt, die Scheune abzuschließen.

Schwerfällig trabte sie zurück ins Haus, sie vermochte nicht klar zu denken, sie wußte nur, daß sie jetzt unbedingt abschließen mußte, dann konnte ihr niemand ein Versäumnis nachweisen. Der Gefangene war fort — aber ohne ihre Schuld, jawohl!

In ihren Händen schwankte die Laterne, Frieda konnte kaum den Schlüssel halten. Wenn der Bursche ausgerissen war! Sie pirschte sich an das Tor heran, vielleicht schlief er und hatte gar nichts gemerkt.

Da drinnen war kein Laut.

Einen Schritt noch wagte die Frau sich vor. Sie hob die Laterne: Der Schein flackerte über zwei Menschen hin; sie lagen eng umschlungen im Heu, ruhig schlafend, als sei da draußen nicht die Hölle los, sondern als herrsche tiefster Friede.

Der Frau traten die Augen aus dem Kopf,

sie starrte wie gebannt auf die Schlafenden. Kathrin seufzte auf und drückte ihren Kopf fester an die Schulter des Mannes, in dessen Arm sie lag.

Heinrich! dachte die Frau.

Da liegt das Hurenmensch mit dem Russen, und du bist an der Front und mußt auf dich schießen lassen!

Ich habe nicht achtgegeben, ich habe nicht jeden Schritt von ihr bewacht; ich hätte es längst merken müssen, Heinrich — wie soll ich das vor dir verantworten?

Sie flog am ganzen Leibe. Der Sturm orgelte in den Bäumen. Frieda entglitt die Laterne, fiel zu Boden, das Glas splitterte. Die Kerze erlosch.

Der Russe zuckte auf, für Sekunden noch sah er die schwarze, massige Gestalt im Türrahmen — dann war sie verschwunden, das Tor krachte zu, knirschend drehte sich der Schlüssel.

Alexej umfing Kathrin. Zehn Minuten blieben ihnen noch, eine Viertelstunde vielleicht, dann müßten die anderen hier sein.

„Katjuscha", flüsterte er, „wein nicht, Katjuscha. Wir haben doch gewußt, daß es eines Tages so enden würde."

„Sie werden dich totschlagen."

„Mein letzter Gedanke wird bei dir sein. Sei tapfer! Wir haben nichts Unrechtes getan."

„Ich liebe dich, Alexej, ich liebe dich — ich kann nicht leben ohne dich."

Es zerriß ihm das Herz. Er sprang zum Tor, warf sich gegen die Balken, schlug sich die Fäuste wund. Keine Rettung!

Das war das Ende. Sie hatten es nahen sehen und nicht daran geglaubt. Sie hatten geglaubt, ihre Liebe sei stärker als der Teufel, der ihnen im Nacken hockte.

Die anderen waren jetzt schon auf dem Wege.

Fünf Minuten blieben ihnen noch, gewiß nicht mehr. Kathrin in den Händen dieser Tiere; seine kleine, zarte, schmale Kathrin, verhört von den Schindern, geschlagen — oh, Barmherzigkeit für Kathrin!

In schwarzer Verzweiflung hockte der Mann neben der wimmernden Frau. Und die Minuten tropften ...

Ein ganz feiner Stoß ging durch Kathrin, ihre Augen weiteten sich, sie verstummte. Das Kind — Herrgott! — das Kind ...

Kathrin lag auf den Knien vor dem Mann, weich umschlossen ihre Hände sein Gesicht. Sie konnte seine Züge nicht erkennen im Dunkel, aber sie waren ihr ins Herz gebrannt für immer.

„Alexej“, sagte sie, „ich erwarte ein Kind.“

Er saß ganz still. Dies alles war ein Traum, die Nacht, das Verhängnis — und dies: Ich erwarte ein Kind ...

„Ist das wahr, Kathrin?“ flüsterte er erstickt.

„Es ist wahr, Alexej. Ich werde ein Kind von dir haben, es wird leben, Liebster, ich glaube

daran, es wird groß und stark werden und so gut wie du."

Die Frau küßte ihm die Tränen vom Gesicht.

Stimmen im Hof.

Sie jagten die beiden Menschen vom Boden auf.

„Kathrin!"

Sie umklammerte den Mann, der Schmerz zerriß ihr die Brust.

Die Torflügel wurden aufgerissen, herein stürzten zwei, drei Bauern, ihnen voran der Ortsbauernführer Lange. Alexej stand aufrecht, die Arme schützend um die Frau gelegt.

Die Männer rissen Kathrin und Alexej auseinander.

Der Russe brüllte auf, schlug um sich, wurde zu Boden geworfen. Lange trat ihm in die Seite. Der Russe krümmte sich lautlos.

Einer drehte Kathrin die Arme auf den Rücken, sie brach in die Knie, wurde hochgerissen, über die Schwelle geschleift. Sie spürte keinen Schmerz, krampfhaft verrenkte sie den Hals, einen letzten Blick auf den Geliebten zu werfen.

Er wurde festgehalten von Lange und zwei Bauern. Blut lief über sein Gesicht, die Haut über den hohen Backenknochen war aufgeschunden.

Herzzerreißend schrie Kathrin.

Alexej rief: „Leb wohl, Katjuscha!" Ein



Faustschlag traf ihn auf den Mund, er spuckte Blut.

Kathrin krallte sich in den Pfosten. Ihre Augen fanden noch einmal die weit auseinanderstehenden hellen Augen des Mannes, es war ein letzter stummer Gruß zwischen ihnen.

Dann schlug die Nacht über ihnen zusammen.

XV

Drei Wochen lang wurde Kathrin Marten Tag für Tag verhört. Sie stand vor den Mauern wie eine Geistesgestörte, starr und steif, sie bekamen kein Wort aus ihr heraus. Stundenlang marterten die grellweißen Lichter der Lampen ihren armen, wirren Kopf.

Sie wurde geschlagen, einmal schleifte ein SS-Mann sie an den Haaren durch den ganzen Raum. Sie sprach nicht. Die kleine, schmale, bleiche Frau war zäh wie eine Weidengerte, sie zerbrach nicht. Die Männer hätten ebensogut von der weißen Wand Aussagen erpressen können.

Ihre Nächte in der Zelle waren erfüllt von Alexej, er war allgegenwärtig, sie nahm sein Lächeln, seinen Blick, seinen Händedruck mit in die Verhöre; er sprach zu ihr, seine Stimme übertönte die Beschimpfungen und Flüche der Männer, die sie folterten.

Wenn man sie schlug, schützte sie nur ihren Leib. Sie hatte einen Schwur getan um des Kindes willen; es mußte leben, denn es war ein Stück von Alexej, sein Fleisch und Blut.

Um seinetwillen wollte Kathrin am Leben bleiben.

Nach drei Wochen wurde das Urteil verkündet. Kathrin erschrak nicht, sie kannte ihr Schicksal seit jenem Tage, als Alexej sie zum ersten Male geküßt hatte.

Heinrich Marten fuhr in Sonderurlaub.

Die unselige Nachricht hatte ihn nicht sichtbar getroffen, sie war ihm nur Bestätigung düsterer Ahnungen gewesen. Er hatte ja auch schon lange nicht mehr seine Briefe an Kathrin gerichtet; sie galten nur Frieda; die andere, die er manchmal noch seine Frau nannte, hätte sie doch nicht gelesen.

Das Haus war so leer. Welch eine traurige Heimkehr!

Die Geschwister standen sich stumm in der Küche gegenüber. Frieda schluchzte. Heinrich zauderte, sie zu umarmen. Da knarrte die Treppe, er fuhr zusammen. Plötzlich lachte er. Frieda erschrak. Sein Lachen klang, als klirre einer mit einem Sack voll Scherben.

„Wie ist denn das alles bloß gekommen?" fragte der Mann.

„Ich weiß nicht, ich weiß es doch nicht, Heinrich." Frieda war so verstört, daß sie kaum zusammenhängend sprechen konnte. Vor-

gestern hatte jemand beim Ortsbauernführer die Fensterscheiben eingeworfen, ein faustgroßer Stein war um Haaresbreite an Lange vorbeigeflogen. Seitdem fürchtete sich Frieda in dem totenstillen Hause, am liebsten wäre sie ausgezogen. Zudem wuchs ihr die Arbeit über den Kopf, und die Meinhardt ging immer grußlos an ihr vorüber seit jener Gewitternacht.

„Du hast die anderen geholt?“ fragte der Mann.

„Ja doch, ja doch ...“ Frieda rang die Hände, weiß sprangen die Knöchel auf der rotbraunen Haut. Sie schluckte. „Was sollte ich denn machen? Wenn du das gesehen hättest, wie die beiden da lagen — und du so weit weg ...“ Ihr Kopf fiel auf die Tischplatte, sie heulte los, wild und verzweifelt.

„Mußte das denn sein?“ fragte der Mann. Weit offen starrten seine braunen Augen, hilflos und dumpf.

„Heinrich, Heinrich“, schluchzte die Frau, „du bist doch alles, was ich auf der Welt habe. Deinetwegen bin ich unverheiratet geblieben, immer habe ich für dich gesorgt, ich habe den Hof in Ordnung gehalten ... Daß das passiert ist, dafür kann ich doch nicht.“ Ihre Augen bettelten um ein gutes Wort.

„Nein, dafür kannst du nicht“, sagte der Mann. Er ging hinaus, lange stand er in der Scheune, in der es süß und streng zugleich nach Heu roch, er dachte: Das hättest du nicht

tun dürfen, Kathrin. Das nicht ... Ich bin doch nicht schlecht gewesen zu dir; daß ich dich damals geschlagen habe, kam nur durch den verfluchten Suff; ich habe dich immer gern gehabt — warum hast du dann den anderen genommen? Warum hast du dich gerade an einen Russen weggeworfen? Das hättest du nicht tun dürfen, Kathrin — so schlimm war es doch nicht für dich bei mir.

Aber im Grunde seines Herzens wußte er, daß es doch schlimm gewesen war für sie, daß er nicht schlecht zwar, aber auch nicht gut zu ihr gewesen war, daß er sie niemals verstanden und sich nie um Verstehen bemüht hatte. Sie war so ganz anders als er ...

Er ging ins Haus zurück, er fragte Frieda: „Was war das bloß für ein Mensch, dieser Russe?" Er sprach wie von einem Toten.

„Gott, er war ganz nett, weißt du, sehr ruhig — wie soll ich sagen: gar nichts Besonderes ..." Und hastig, wie zu ihrer Rechtfertigung: „Sie hat eben nur einen im Bett haben wollen, da kam es nicht so drauf an —"

Der Mann runzelte die Stirn, er sagte streng: „Nein, so ist sie nicht, die Kathrin." Er grübelte, er dachte laut: „Irgend etwas muß ich doch falsch gemacht haben. Sie ist doch nicht so, daß sie sich jedem an den Hals wirft. Sie war immer so schüchtern und so mickrig, und als ich im Juli zu Hause war, da trug sie ihr Haar so lang und war ordentlich hübsch geworden."

Frieda haschte nach seiner Rechten. Sie wirkte auf einmal klein und geduckt, nichts mehr war in ihr an Saft und Kraft und gesunder Lebensfreude wie in der herrischen Frieda von einst. Sie hatte in jener Nacht das blutüberströmte Gesicht des Russen gesehen, sie hatte seine letzten Worte gehört – „Leb wohl, Katjuscha!" –, das fraß an ihrem Herzen. Wenn sie die Augen schloß, sah sie die beiden im Heu liegen, eng umschlungen, Kathrins Kopf ruhte an der Schulter des Mannes; so hatte sie sich das als junges Mädchen erträumt: lieben, geliebt werden, geborgen sein ...

Stumm saßen die Geschwister, Eiseskälte war um sie – drohend wuchs das Gefühl der Schuld in ihnen.

XVI

Eintönig rieselte der Regen, dünnfädig und kalt.

Blankgescheuert glänzte der Marktplatz, die Tropfen zersprühten auf den runden Steinen – die Stadt war alt, der Krieg schluckte ihre Gelder, so war der Markt immer noch mit Katzenköpfen gepflastert.

Kopf an Kopf standen die Menschen, eine dünne graue Mauer, um das hölzerne Podium. Das ragte fast zwei Meter über den Platz

empor, so konnte Kathrin die Menschenmauer gut überblicken.

Die ehrwürdigen Häuser, Giebel und Fenstersimse mit Ornamenten überladen, schauten mürrisch mit verwaschenen Fassaden auf den Marktplatz hinunter. Schweigend warteten die Menschen, über eine Stunde schon. Als das Schauspiel begonnen, hatten ein paar junge Burschen randaliert; ihr Hohn war ertrunken im zähen Regen, der langsam und still durch die Kleider drang und mit spitzen, kalten Fingern an die Haut griff.

Die Frau saß auf dem Holzstuhl, aufrecht, ein steinernes Standbild. Triefend naß klebte der graue Kittel an ihren schmalen Gliedern. Ihre Augen standen blicklos offen. Sie mußte die Arme seitlich herunterhängen lassen; über der Brust baumelte breit das weiße Schild: „ICH BIN EINE RUSSENHURE!“

Mit trockenen Augen hatte sie die blockigen Buchstaben gelesen, heute morgen, als ihr das Schild um den Hals gehängt worden war; sie war schon jenseits der Scham.

Eintönig rieselte der Regen, dünnfädig und kalt.

Starr geradeaus blickte Kathrin, mit erfrorenem Gesicht. Aber unter der Larve tödlicher Leere kreiste das Leben: Kathrin dachte an vieles in dieser Stunde, an Gutes und Böses, sie wog gegeneinander ab die achtundzwanzig leeren Jahre ihres Lebens und das halbe Jahr des Erfülltseins, und sie sah,

daß dieses halbe Jahr schwerer wog als die achtundzwanzig anderen; darum war kein Zorn in ihr und keine Trauer.

Kathrin dachte verwundert: Warum habe ich mich gefürchtet vor dem Pranger? Nun ist auch mir das Blut bis an den Mund gestiegen — und ich werde doch nicht daran ersticken. Da stehen diese Menschen dort unten, sie werden naß, aber sie bleiben und starren mich an. Vielleicht hassen mich drei von ihnen. Vielleicht verachten mich dreißig von ihnen. Vielleicht hat einer von ihnen Mitleid. Sie stehen und sehen mich an, weil ich geliebt habe. Das ist so schwer zu verstehen: Sie lieben auch, jeder von ihnen — die Männer, die Frauen, die Kinder. Wenn alles vorüber ist, werden sie nach Hause gehen, da ist Wärme und Liebe; sie werden sich küssen und miteinander schlafen, und vielleicht werden ein paar von ihnen an mich denken und lachen oder weinen. Alles wird so sein wie zuvor.

Nein, nicht alles würde so sein wie zuvor. In dieser Stunde der tiefsten Erniedrigung kam die Erkenntnis, sie nahm Besitz von der geschändeten Frau und erfüllte ihren Kopf und ihr Herz: Wenn alles vorüber ist und sie vom Podium steigt, dann ist die Welt um ein winziges Stück weitergekommen.

Ein Mann trat hinter den Stuhl, eine Schere in der Hand.

Kathrin hörte den Schritt des Mannes dumpf poltern auf dem Bretterboden, und in

diesem Augenblick hatte sie ein Gesicht. Der Himmel loht blutig auf im Feuerschein brennender Städte, über zerstampften Saaten stürzen Menschen, Tausende, Hunderttausende — verbrannt, erschlagen, gefoltert; rasend wächst ein Berg von Leichen, er türmt sich bis zu den Wolken —, in Qualm und Blut ertrinkt die Welt, es wird finster unter dem Himmel.

Kathrin schloß die Augen.

Da flüstert eine Stimme aus den Abgründen: „Aber die Menschen — nun muß sich doch alles wenden — das Paradies ist nicht mehr fern ..."

Ein Lichtstrahl kämpft sich durch die Finsternis, erzene Schritte dröhnen, jäh zerreißt der Himmel; ein Mann schreitet hervor aus der Nebelwand, aus seinen Augen bricht der lichte Strahl. Die Welt wird hell vor seinem Schein, grün und golden sprießt neues Leben ...

Da wußte Kathrin: Es ist erreicht, wofür jahrtausendelang die Menschen gestorben sind. Das Herz brannte in ihrer Brust wie eine Flamme. Sie erkannte den Mann — es war Alexej, es war seine hohe Gestalt, sein starkes, gutes Gesicht. Lächelnd streckte er ihr die Hände entgegen. „Kathrin!" rief er, und seine Stimme hallte in tausendfachem Echo wider am Himmelsgewölbe.

„Alexej!" schrie die Frau. Der kalte Stahl berührte ihren Kopf, Strähne um Strähne fiel

ihr schönes blondes Haar zu Boden, ein paar Halbwüchsige begannen zu johlen, spitzer Schrei einer Frauenstimme stieß aus der grauen Menge empor.

Kathrin öffnete die Augen, sie sah die Köpfe dort unten schwanken wie ein Ährenfeld im Wind, und dumpf brandete erregtes Flüstern auf. Ein Mann wandte sich brüsk ab, er ging auf die andere Straßenseite; diesen breiten Rücken kannte Kathrin: Vor langer Zeit hatte sie mit einem Manne namens Heinrich Marten gelebt. Überdeutlich sah Kathrin den Mann, er schwankte wie ein Trunkener; sie sah auch jenes weiße, strenge, schmale Gesicht im Rahmen des ebenholzschwarzen Haares; das gehörte einer Frau namens Trude Meinhardt. Sie hob die Hände auf gegen den Pranger, Tränen rannen über ihre Wangen.

Ein Mann führte die Meinhardt beiseite, nun hockte sie auf der Bordsteinkante, mitten im Regen, den Kopf in die Arme vergraben, und sie dachte: Lieber Gott, verzeih mir die Sünde — aber ich hätte auch meinen zweiten Sohn gegeben dafür, daß diese Stunde nie gekommen wäre. Oh, mein Gott, wie konntest du das zulassen . . .

Naß und schmutzig strähnte sich das Frauenhaar auf den Brettern. Der Regen peitschte den nackten Schädel Kathrins, mit beiden Händen griff sie an ihren Kopf. Dort unten lachte schrill eine Frau. Die Arme Kathrins fielen herab wie zerschossen.

Das war wie ein Signal. Plötzlich flog ein Stein, er traf die Frau an der Schulter; ein zweiter folgte, ein dritter. Sie zuckte zusammen. Die SS-Leute im Hintergrund grölten, es war, als brüllten sie einer Hundemeute das „Faß! Faß!“ zu. Ein Mädchen schleuderte wie irr Hände voll Dreck auf das Podium, jemand rief: „Pfui“, man wußte nicht, galt das dem Mädchen oder der Frau am Pranger.

Stumm aber verharrten die meisten Menschen, voll Ekel und Grauen; vor ein paar Jahren, als hier ein Judenmädchen am Pranger gestanden, hatten sie noch mit geschrien und Steine geworfen, nun waren sie stumpf geworden in vier Jahren Krieg; ohne Echo blieb das Hetzgeschrei der Wachmannschaft.

Ein Stein noch fiel klappernd auf den Bretterboden. Es war nur ein kleiner Kiesel, aber er zerschmetterte der, die ihn geworfen, das eigene Leben.

Liesel Weckerling erzitterte unter dem Blick des Mannes an ihrer Seite. „Paul“, flüsterte sie. Der Mann hob die Hand, Liesel duckte sich; er sagte: „Hab keine Angst, du, ich mache mir nicht die Hände schmutzig an dir.“ Er wandte sich ab und ging.

Die Menschenmauer bröckelte, immer breiter klafften Lücken, die Leute verliefen sich. Fast alle waren sie friedliche Bürger, denen es peinlich gewesen wäre, die Frau am Pranger so öffentlich zu beschimpfen. Irgendwie

hatte sie das Schauspiel gekitzelt, aber auch nur zu Anfang, sie hatten auf irgend etwas gewartet, was nicht eintrat, sie wußten selbst nicht, auf was.

Nun war nur Unbehagen in ihnen; sie hatten sich Huren auch anders vorgestellt, nicht so still und bleich wie die Frau mit dem kahlgeschorenen Kopfe, der fahl und rund war wie ein Totenschädel.

„Armes Ding, so jung noch“, sagte leise ein Mann, erschrocken sah er sich um — hoffentlich hatte das keiner gehört, immerhin hatte die sich mit einem Russen abgegeben.

Kathrin wurde vom Podium geführt, die kleine Treppe hinab. Auf der letzten Stufe mußte sie stehenbleiben — ein Mädchen drängte durch die dünne Reihe der letzten Gaffer, ein braunäugiges, stupsnäsiges Ding mit stark hervortretendem Leib.

Kathrin erkannte Grete Anders.

Das Mädchen beugte den Kopf zurück, schnellte vor und spie der Frau mitten ins Gesicht.

Kathrin taumelte. Ein Offizier lachte laut heraus. Die junge Frau griff sich an die Brust; eine Welle lief durch sie hin, es war, als schriebe ein winziger Finger geheimnisvolle Zeichen in ihr.

Sie wischte sich den Speichel vom Gesicht. Sie sah die andere an — die war schwanger.

Kathrin lächelte.

Dann wurde sie abgeführt.



XVII

Kathrin hatte sich erkältet, sie fieberte.

Als die Zellentür geöffnet wurde, blieb sie liegen, die Hand auf die fieberheiße Stirn gepreßt.

Der Mann rief heiser: „Kathrin!“ Er stand an der Tür wie angenagelt, er war noch niemals in einem Gefängnis gewesen, aber es war genauso, wie er es sich als Junge vorgestellt hatte: die grauen Wände, vielfach zerkratzt, der Kübel in der Ecke, die Pritsche, das vergitterte Fenster, vor dem ein Stückchen regenschweren Himmels hing.

Heinrich schauderte in der feuchten Kühle. Er sagte: „Ich wollte dich nur noch einmal sehen, Kathrin.“ Er dachte: Ich wollte dir noch so viel sagen, jetzt habe ich alles vergessen. Sieh mich doch wenigstens an, du ...

Die Frau hob den geschorenen Kopf, sie sah noch schlimmer aus, als er befürchtet hatte. Rote Flecke, kreisrund, brannten auf ihren Wangen. „Bist du krank?“ fragte Heinrich. Dann wußte er schon nicht mehr weiter. Zehn Minuten durfte er bleiben, das war so unwirklich: Zehn Minuten noch bleiben bei der Frau, mit der er gelebt hatte fünf Jahre lang; wenn diese kurze Frist verstrichen war, würde er gehen und sie nie wiedersehen.

Er murmelte: „Warum hast du das getan, Kathrin?“

Die Frau dachte, es sei ganz sinnlos, zu ihm von ihrer Liebe zu sprechen, und wie gut und klug und tapfer der Mann Alexej gewesen sei; dennoch sagte sie: „Du sprichst, als hätte ich ein Verbrechen begangen. Wie kann aber das Verbrechen sein, wenn man einen Menschen über alles liebt, daß man sich vor nichts auf der Welt mehr fürchtet? Vorher — das war gar kein richtiges Leben, ich wußte ja nicht einmal, warum ich auf der Welt war, ich habe nicht nachgedacht darüber; was kam, habe ich hingenommen wie vom Himmel."

Nur dumpf ahnte der Mann, was die so schrecklich verwandelte Frau meinen mochte. Zögernd löste er sich von der Zellentür, kam, größer und schwerer noch in dem kahlen, kleinen Viereck, auf die Pritsche zu. Er beugte sich über die Frau und spähte in ihr graues Gesicht; es war abgezehrt und heiß, und zwei scharfe Falten zerschnitten das sanfte Oval.

Sie macht's nicht mehr lange, dachte er, sie sieht so krank aus — wofür will sie denn noch leben? Als habe sie seine Gedanken erraten, sagte die Frau: „Ich will nicht sterben, Heinrich. So kann das Leben nicht zu Ende gehen — gerade jetzt, da es Sinn bekommen hat, da es Träume gibt, ein Ziel." Sie lächelte, ihre hellen Augen bekamen Glanz, der Mann dachte, es sei vom Fieber.

Vorsichtig setzte er sich an das Fußende der Pritsche, sie knarrte unter seinem Gewicht. Er sagte: „Du hattest so schönes Haar . . ."

Er erschrak; war denn das alles, was es noch zu sagen gab? Plötzlich kam ihm zum Bewußtsein, wie rasend schnell die Zeit verstrich, daß ihm nur wenige Minuten noch blieben; er mußte sich beeilen, er wollte ja noch so vieles wissen. Er fragte hastig: „Als du das tatest, Kathrin — hast du denn da gar nicht an mich gedacht?"

Zum ersten Male richtete Kathrin sich auf. Sie stützte sich auf den Ellbogen, klar und streng sagte sie: „Doch, Heinrich. Ich habe dich gehaßt. Von dem Tage an, als du geschrieben hast, wie ihr die Frauen und Kinder erschossen habt. Seitdem habe ich gewußt, daß mich nichts mehr an dich bindet."

Heinrich fuhr auf, seine Augen traten aus dem Kopfe, seine Stimme hatte wieder den alten Klang, als er rief: „Du weißt nicht, was du redest, Kathrin! Wir wissen schließlich, warum wir so harte Maßnahmen ergreifen. Und überhaupt: Befehl ist Befehl!"

„Ach ja", sagte Kathrin. „Das schriebst du damals auch: Befehl ist Befehl . . ." Sie schrie plötzlich: „Und du willst behaupten, ihr wüßtet, warum ihr Frauen und Kinder abknallt? Ihr wißt es nicht! Ihr führt Befehle aus, die euch Wahnsinnige geben; ihr werdet zu Tieren, weil wilde Tiere es euch befehlen."

„Du bist verrückt geworden!" keuchte der Mann. Er wuchtete hoch, stand mit gespreizten Beinen vor der Pritsche, mit beiden Händen in der Luft rudernd. „Das ist — das ist ja

einfach Verrat! Wenn ich das melde —“ Sein massiger Körper, eben noch gereckt in Entrüstung, sackte zusammen. Die Frau lächelte zu ihm auf, sanft und spöttisch: „Sieh, Heinrich“, sagte sie freundlich, „das hat keinen Zweck mehr. Ich bin ja schon im Zuchthaus.“

Der Mann trat ans Fenster, es war zu hoch in der Wand, als daß er es hätte erreichen können, und das viereckige Stückchen Himmel wurde streng zerschnitten von den Gitterstäben.

Hinter ihm erklang die Stimme der Frau: „Du warst einmal Bauer, Heinrich, hast deinen Acker bestellt und das Vieh gefüttert und nicht ans Töten gedacht. Ich weiß noch: Es war dir zuwider, die Hühner abzustechen. Du hast es getan, aber nicht gern, ich weiß es noch ganz genau. Und jetzt? Warum kannst du jetzt auf Menschen schießen? Sie haben dir nichts getan, sie sind nicht anders als die Leute bei uns im Dorf, die Liesel oder die Trude Meinhardt und ihr Junge und die anderen alle. Warum zittern dir nicht die Hände, wenn du das Gewehr auf sie anlegst?“

Heinrich murmelte. „Es tut mir ja auch leid. Glaubst du wirklich, das ist so einfach für mich?“ Er wandte sich um, schnell und laut sagte er: „Aber was soll ich denn machen? Die anderen tun es auch, und wenn ich mich weigere, werde ich erschossen. Dadurch wird schließlich nichts besser, das mußt du doch einsehen.“

Die Zellentür kreischte in den Angeln. „Schluß!"

„Ich muß jetzt gehen." Der Mann streckte zögernd der Frau die Hand hin. „Dann auf Wiedersehen, Kathrin." Das war so töricht. Er wußte ja, daß es kein Wiedersehen gab — er hatte gehört, sie werde in ein Frauenlager kommen.

Kathrin zog seinen Kopf herab; dicht an seinem Ohr raunte sie: „Es ist niemals zu spät, Heinrich. Kehr um — wir haben so viel zu büßen . . ."

„Kathrin", stammelte der Mann.

Die uniformierte Wärterin rasselte mit den Schlüsseln. „Schluß jetzt!" rief sie scharf.

Kathrin küßte den Mann auf die Stirn und schob ihn zurück. Er ging, in der Tür blieb er stehen und stierte mit runden Augen zurück zu dem schmalen grauen Bündel, das verkrümmt auf der Pritsche lag. „Ja, dann — alles Gute", sagte er gepreßt, wollte noch etwas hinzufügen, schüttelte schwerfällig den Kopf und schob sich aus der Tür mit der müden Bewegung eines sehr alten Mannes.

Die eisernen Treppenstufen klirrten unter seinem Schritt, er dachte: Sie ist jetzt so allein. Seltsam — ich bin ihr gar nicht böse, dabei hat sie mich betrogen, mit einem Russen noch dazu . . .

Während er durch die Straßen der Stadt marschierte, Blick auf den nassen Pflastersteinen, versuchte er, sich in Wut zu bringen:

Jawohl, betrogen hatte sie ihn, sich einem Russen an den Hals geworfen! Er malte sich aus, wie die beiden zusammengelegen haben mochten — es gelang nicht recht, immer wieder schob sich dazwischen das Bild der geschorenen bleichen Frau mit den kreisrunden roten Flecken auf den abgezehrten Wangen, und er ertappte sich unversehens bei dem Gedanken, das müsse doch ein ganzer Kerl gewesen sein, der Iwan, daß die Kathrin sich in ihn verliebt hatte — das schüchterne Hühnchen!

Und er selbst hatte sie mit einer ganz stattlichen Anzahl Frauen betrogen.

Er setzte sich in eine Kneipe, er grübelte in das Glas hinein, und es rüttelten in dieser Stunde die letzten Worte der Kathrin an allen Grundpfeilern seines gesunden Lebens und seiner trägen Anschauungen. Er hätte das weit von sich schieben mögen: Aus, vorbei, erledigt, jetzt kommt was Neues. Er vermochte es nicht, und er kippte Glas auf Glas von dem scharfen Schnaps, das Bild der Frau auszulöschen; er warf Groschen um Groschen in den Spielautomaten — die dünne Klimpermusik vermochte nicht zu übertönen die geflüsterten Worte Kathrins: „Es ist niemals zu spät — wir haben so viel zu büßen . . .“

Spät ging er heim. Der Himmel war wieder sternenklar.

Heinrich stand vor seinem Hof. Er hätte ebensogut daran vorübergehen können.

Frieda hatte auf den Bruder gewartet. Sie erschrak, als sie ihn sah: Das schwarze Haar hing ihm wirr in die Stirn, seine Augen waren gerötet, er schwankte und mußte sich am Pfosten festhalten.

Frieda packte seinen Arm. „Du bist betrunken, Heinrich —" Er nickte. „Jawoll — betrunken. Bin ich. Ganz recht." Er brüllte: „Was soll man denn machen? Das ist doch das einzige, was man noch hat in diesem beschissenen Leben!"

„Du hättest nicht in die Stadt gehen sollen", flüsterte Frieda.

Der Mann fiel auf einen Küchenstuhl. Von unten herauf sah er die Schwester an, seine trüben Augen begannen zu glitzern, er atmete heftig. Ganz langsam sagte er: „So, ich hätte nicht gehen sollen. Ich hätte mir das nicht ansehen sollen, was du da angerichtet hast." Da winkte Erlösung: Frieda war schuld an dem Gräßlichen, sie hatte die beiden angezeigt, er hätte das nicht getan, o nein ... „Du hast ja nicht schnell genug zu dem Lange rennen können — warum hast du nicht erst mit der Kathrin gesprochen? Du hast doch gewußt, was ihnen blüht, wenn sie erwischt werden." Seine Stimme pfiff dünn, er riß sich das Hemd am Hals auf. „Ganz genau hast du es gewußt — du Denunziantin!"

Die Frau stieß einen herzzerreißenden Schrei aus.

„Du allein bist schuld — du —"

„Heinrich, Heinrich", wimmerte die Frau, „nimm doch Vernunft an! Ich habe es für dich getan, weil ich dich liebe, das weißt du doch — ich konnte nicht zusehen, wie die beiden es trieben, und du lagst draußen im Feld — ich habe nur das Beste gewollt für dich." Sie schlug die Schürze vor das Gesicht. Heinrich sprang auf, polternd fiel der Stuhl auf die Fliesen. Schwankend stand der Mann vor der Wimmernden, er ballte die Faust gegen sie. „Du hast sie auf dem Gewissen — rede dich nicht heraus! Ich will dich nicht mehr sehen, ich kann dich nicht mehr sehen — geh, geh, sage ich dir — geh, ehe ich mich vergesse —"

Plump fiel die massige Frau auf die Knie, sie rutschte über den Boden zu dem Bruder hin, umklammerte seine Beine.

„Heinrich", kreischte sie, „tu mir das nicht an! Ich mag nicht fort — wo soll ich denn hin? Ich habe doch keinen Menschen außer dir."

Er stieß mit dem Fuß nach ihr. Dabei wäre er fast gefallen, das brachte ihn noch mehr in Raserei. „Raus!" gellte er. „Raus!" Er tobte, sein Gesicht lief blau an, er mußte so laut brüllen, um die Stimme da drinnen in der Brust zu übertönen, die ihn mitschuldig sprach am Geschick der Kathrin.

Frieda kam nur mit unsäglicher Anstrengung auf die Beine. In ihren unnatürlich geweiteten Augen flackerte Irrsinn, ihr rundes Gesicht war entstellt von namenlosem Entsetzen. Stumm ging sie, Fuß vor Fuß setzend wie

eine Schlafwandlerin, aus der Küche, aus dem Haus, über den Hof und die Straße, hinab zu den Feldern.

Allein geblieben, fröstelte der Mann, blickte sich scheu um; da waren die Wände bepflastert mit tausend weißen Gesichtern, die hatten runde, rote Löcher in der Stirn, und sie stierten auf ihn hinab und blieben stumm. Verzweifelt schrie er in die Gesichter hinein: „Ich bin unschuldig! Ich — bin — unschuldig!“

Grauen schlug über ihm zusammen. Er sank vornüber auf die Tischplatte, seine mächtigen Schultern bebten, er murmelte: „Bin ich unschuldig? Antwortet doch —“

XVIII

Am nächsten Tage zogen sie die Leiche der Frieda Marten aus dem See.

Heinrich selbst hatte die Bauern gebeten, den See abzufischen; keiner hatte sich geweigert zu helfen.

Aus den Haaren der Frau troff das Wasser, bald lag sie in einer trüben Lache. Stumpf sah Heinrich zu, wie die Männer seine Schwester auf eine Trage legten und nach Hause brachten; er konnte nicht einmal mehr Trauer empfinden.

Am gleichen Abend fuhr er an die Front zu-

rück. Sein Herz schlug noch, seine Augen blickten noch, seine Beine schritten noch aus. Er konnte auch die Arme bewegen und konnte sprechen und hören, was um ihn geredet wurde. Aber es war doch kein Leben mehr in ihm, und er wußte auch, daß er nicht zurückkommen würde.

Keine zwei Wochen später traf ihn die Kugel eines Partisanen. Es war ein Lungendurchschuß, er hätte vielleicht noch davonkommen können, aber es war kein Wille mehr in ihm, der das schwache Flämmchen Leben hätte nähren können, so starb er rasch dahin.

Zur gleichen Stunde fast ratterte durch das Tor eines Frauen-Konzentrationslagers ein Lastwagen, vollgestopft mit weiblichen Häftlingen, unter ihnen auch Kathrin Marten.

Kathrin Marten lebte — wenn man das Dasein in einer Hölle mit „Leben" bezeichnen will.

Sie konnte lange genug ihre Schwangerschaft verheimlichen, so daß man ihr nicht vorzeitig das Kind abnahm. Sie arbeitete wie die anderen Frauen, sie wurde geschlagen wie die anderen Frauen, sie sank wie die anderen Frauen am Abend todmüde auf die harte Pritsche; sie gewann auch zwei, drei Freundinnen unter den Häftlingen. Von denen lernte sie, es waren richtige „Politische", und die Welt wurde ihr weit inmitten der Stacheldrahtverhaue.

Im ganzen litt sie nicht mehr und nicht weniger als die Tausende im Lager, aber das genügte, aus Engeln stumpfe Tiere zu machen — wenigstens für die genügte es, die keinen Glauben mehr hatten und keinen triftigen Grund, am Leben zu bleiben.

Kathrin war nur noch ein Bündel Haut und Knochen, zusammengehalten von verzweifeltem Willen, als sie ihr Kind gebar. Das war Anfang April 1944.

Kathrin war damals Ende der Zwanzig, und sie hatte noch nie geboren — ihr geschwächter Körper wurde zerrissen von grausamen Schmerzen. Stundenlang stöhnte sie in Wehen, sie zerbiß sich die Arme, verkrümmt, sich windend wie ein gequältes Tier. Dann drängte das Kind aus ihrem Schoß, und es war ein Junge, schwächlich und mit mageren Gliedern, aber er hatte den runden Schädel und die weit auseinanderstehenden tiefblauen Augen seines Vaters. Darum glaubte Kathrin, daß er durchkommen und wachsen würde und stark werden wie der Mann Alexej.

Alexej Iwanowitsch Lunjew starb im Frühling des Jahres 1944 im KZ Buchenwald, in Gemeinschaft mit einigen Hunderten sowjetischer Kriegsgefangener. Noch als er niederkniete am Rande des selbstgeschaufelten Grabes und der SS-Mann hinter ihn trat, dachte Alexej, daß Katjuscha jetzt geboren haben müßte, und er wünschte sehr, es möge ein

Junge sein. Dann fiel er mit zerschmettertem Schädel vornüber. –

Ein Jahr später wurden die Häftlinge des Frauenlagers von den Alliierten befreit.

Kathrin Marten, ihr Kind auf dem Arm, schritt durch die vertrauten, fremden Straßen ihres Dorfes. Das hatte einige Zeit unter Artilleriebeschuß gelegen, die meisten Höfe waren zerstört und ausgebrannt, die Bewohner waren geflohen, Gott weiß, wohin, und schrecklich glotzten die leeren Fensterhöhlen.

An der Ecke, wo einst der Krug gestanden, hatte die Kathrin ihre erste Begegnung mit der Vergangenheit. Sie hätte die Meinhardt fast nicht mehr erkannt; deren schwarzes Haar war ganz grau geworden, und sie hielt sich nicht mehr so aufrecht wie früher.

Trude zeigte kein Erstaunen. Sie sagte nur: „Da bist du wieder, Kathrin", und nun merkte die Junge, daß die schwarzen Augen der anderen noch den gleichen Zauber ausstrahlten wie vor Jahren, da sie zum letztenmal ihren warmen Glanz gespürt.

Trude hob das schlafende Kind von den Armen der Kathrin. Sie fragte: „Das ist Alexej, nicht wahr?"

Kathrin nickte und strich mit zwei Fingern über den runden Kopf des Kindes, auf dem sich kurze blonde Locken krausten wie Vogelflaum. Wie sie den Arm hob, rutschte der Jackenärmel zurück, und Trude sah die ein-

gebrannte Kennummer auf der wachsbleichen Haut. Sie schluckte. „Es hat sich so vieles verändert“, sagte sie. „Wir alle haben uns verändert. So viele sind gestorben. Meinen Jungen haben sie noch in letzter Minute zur Flak geholt. Er war fünfzehn Jahre alt. Ich kenne nicht einmal sein Grab. — Was willst du jetzt tun?“

„Ich gehe auf den Hof“, sagte Kathrin.

Trude überlegte. „Er steht noch. Aber es sieht schlimm aus. Vieh ist auch nicht mehr da.“

„Man muß ja mal wieder anfangen“, sagte Kathrin.



DM 1,80